Glänzendes Elend

Eine offene Kritik

der

Verhältnisse unseres Offizierkorps

von

Rudolf Krafft

k. bay. Premierlieutenant a. D.

Zweite Auflage.

(4. Tausend.)

Stuttgart

Verlag von Robert Lutz

1895

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

Inhalt.

Einleitung.

„Münchlein, Münchlein, du gehst einen schweren Gang, dergleichen ich und mancher Oberst in der allerernstlichsten Feldschlacht nicht gethan haben. Bist du aber rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen."

Diese Worte, welche der alte Frondsberg in Worms zu Luther sprach, fielen mir unwillkürlich ein, als ich daran ging, das vorliegende Buch zu schreiben, denn ich bin mir klar bewußt, daß mir ein hartes Stück Arbeit daraus erwachsen kann.

Doch ich fürchte nicht das Geschrei und Gejammer derjenigen, welche ihren blind verehrten Götzen angetastet sehen, einzig und allein ist für mich Richter das eigene Bewußtsein.

Meine Motive sind gute und basieren nicht auf persönlicher Rachsucht, ohne Groll gegen irgend jemand habe ich freiwillig des Königs Rock abgelegt.

Die wenigen Episoden, welche ich zur Illustration aufgestellter Behauptungen unbedingt vorbringen mußte, betreffen mit zwei Ausnahmen nur pensionierte Offiziere; überdies habe ich die Namen verschwiegen. Diese Schrift kann also nur mir allein Schaden bringen.

Nicht einzelnen Personen erkläre ich den Krieg, sondern dem ganzen System.

Den Unterschied zwischen äußerem Schein und innerem Werte, die Gewalt, mit der jeder Notschrei unbarmherzig unterdrückt wird, die Mißstände und die Entfremdung zwischen Offizieren und Volk will ich bekämpfen.

Ich habe versucht, in diesen Blättern, welche die Früchte ernsten Nachdenkens sind, das militärische Leben so darzustellen, wie es sich wirklich ausnimmt.

Jeder kann hier sein Bild erblicken, der General wie der Kadett, und der Vater, welcher seinen Sohn die Offizierslaufbahn einschlagen läßt, vermag die Dornen zu sehen, mit denen die Uniform reichlich gefüttert ist.

Aber ich habe mich nicht darauf beschränkt, einfach Kritik zu üben, sondern auch leicht durchführbare Mittel zur Hebung der bestehenden Uebel angegeben.

In ähnlicher Weise werde ich auch die Verhältnisse der Unteroffiziere und Mannschaften in einem später folgenden Buche beleuchten.

Sollte irgend wer schadenfroh so thun, als ob nur in Bayern schlechte Zustände wären, so mögen sich die Betreffenden merken, daß innerhalb der weißblauen Pfähle lange nicht so willkürlich und paschamäßig verfahren wird als in Norddeutschland, weil wir wenigstens ein öffentliches Gerichtsverfahren besitzen.

Die anderen einschlägigen Bestimmungen freilich sind leider Gottes im Laufe der Zeit mit den preußischen gleichlautend geworden.

Manchen vielleicht schroffen, aber deswegen nicht ungerechten Ausdruck wird man mir verzeihen, wenn man bedenkt, daß ich alle die in den folgenden Blättern geschilderten Leiden am eigenen Leibe erfahren oder doch bei anderen mit ansehen mußte; Illusion um Illusion, Flitter um Flitter fielen im Laufe der Jahre von dem ursprünglich geliebten Berufe und es blieb nichts übrig als ein nicht schönes Gerippe, bei dessen Anblick ich ein bitteres Gefühl empfinde, aber auch den lebhaften Wunsch habe, zu helfen.

Und nun Gott befohlen, meine kleine Schrift, du kämpfst wie der junge David gegen einen großen Riesen, aber habe Mut, die Gerechtigkeit deiner Sache wird dir schützende Göttin sein!

München, im Mai 1895.

Der Verfasser.

1. Kapitel.

Der Kadett.

Allerwärts hört man das Lob der Kadettenanstalten singen und mit Vorliebe wird der große Andrang in dieselben für ihre Güte ins Treffen geführt.

Ich habe nun selbst das bayrische Kadettenkorps absolviert und besitze infolgedessen auch ein kleines Urteil; ich weiß darum sehr genau, weshalb die Eltern ihre Söhne so gerne den Kadettenanstalten übergeben und glaube an das Lied von den armen Witwen und Vätern recht wenig.

In jeder Klasse befinden sich höchstens 3 bis 4 Waisen, dann kommen ein Paar Zöglinge, deren Eltern auf dem Lande leben — auch ich gehörte hiezu — der große Rest aber stammt aus solchen wohlhabenden Familien, welchen Mittelschulen vor die Nase gebaut sind.

Welches sind also die wahren Gründe für die große Vorliebe der Herrn Eltern?

Es gibt deren zwei, einer schöner als der andere. Hier Nro. eins:

Die Professoren bilden gemeiniglich einen Stachel im Leben der Familien. Die Herren waren in der Jugend immer die Besten ihrer Klasse, denn wer nicht schon als Knabe mit Vorliebe mensa, mensae deklinierte, wird es im Alter kaum treiben. Ein solcher Mustermensch kann es natürlich nicht gut verstehen, daß es auch böse Buben gibt, die auf der Straße sich balgen, anderen Leuten Tintenkugeln auf die Köpfe werfen und sonstige schöne Dinge viel lieber vollbringen als das interessante Buch de bello gallico präparieren.

Darob nun großes Entsetzen!

Und wenn der Vater oder die Mutter beim Herrn Professor sich einfindet, um über die Fortschritte des Sohnes an dieser maßgebenden Quelle Erkundigungen einzuziehen, so passiert es nur zu häufig, daß der

oder die Forschende Manches zu hören bekommt, was für Elternohren nicht wie Musik klingt und den Humor, ja sogar den häuslichen Frieden ernstlich gefährdet.

Aber so etwas hat man bald satt!

Da ist das Kadettenkorps doch etwas anderes!

Will man wissen, was der eigene Schlingel macht, dann geht man nicht zu den Professoren, nein zum Kommandeur. Ein Offizier, gewöhnlich der Adjutant, empfängt liebenswürdig und führt den Wißbegierigen ein. Der Kommandeur selbst weiß mit den vollendeten Manieren des weltgewandten Kavaliers auch nicht ganz Angenehmes mit höflichen Worten zu versüßen. Der Raum, in dem man spricht, ist elegant, kein Bett stört das Auge, kein Knaster, keine schnöde Cigarre wurde hier geraucht, auch nicht Cichorienkaffee gesotten oder gar Backsteinkäse gegessen.

Also warum sich mit Professoren und ihren Marotten herumbalgen?

Der Bursche kommt ins Kadettenkorps und damit ist die Sache erledigt „voll und ganz“, wie man heutzutage so schön sagt.

Ob in dem Knaben Talente zu einem Juristen, Arzt, Künstler ꝛc. schlummern, das geht die Herrn Eltern nichts an. Sie haben sich zwar unter heißen Schwüren der Ehe und somit der Gründung einer Familie unterzogen; die Konsequenzen dieser Handlungsweise wollen sie jedoch, sobald dieselben den ungestörten Lebensgenuß hindern, nicht tragen. Meine Herrschaften, ist es Ihnen niemals aufgedämmert, daß die Ehe ihren Heiligenschein nur durch die sorgfältige Erziehung der Kinder, durch das Hingeben des eigenen Wohles seitens der Eltern für die künftige Generation erhält? Wer sich dieser edlen Pflicht entschlägt, hat kein Recht mehr gegen die Doktrin der freien Liebe zu Felde zu ziehen.

Nun folgt der Grund Nro. 2 oder wie der Herr Pfarrer auf der Kanzel sagen würde, der zweite Teil:

Die Offiziere, welche die ganze Herrlichkeit des Militärlebens kennen, möchten ihren Söhnen womöglich das gleiche Glück zu Teil werden lassen. Fast jeder Offizier schimpft zwar gotteslästerlich über die Verhältnisse beim Militär, aber seine Kinder opfert er doch schon als Knaben dem Kalbsfell.

Daß vielleicht einer seiner Sprößlinge von der verkommenen Civilistenverwandtschaft her Anlage zu etwas anderem besitzen könnte,

ist so gegen alle militärische Disziplin und Kleiderordnung, daß schon der Gedanke an eine solche Möglichkeit einen richtigen Soldatenpapa in Harnisch bringt.

Und auch die Frau Mama, welche, obwohl sie aus Erfahrung weiß, daß ein Offizier in seiner Joppe gerade so fad ist wie ein Civilist im Schlafrock, noch immer an der uniformierten Menschheit inniges Vergnügen findet, kann es kaum erwarten, bis der Sohn als Kadettlein wiederkehrt.

Frage eine Offiziersfrau, wenn sie ihren zweijährigen Jungen spazieren führt: „Was wird der Kleine?“ Tausend gegen eins kannst du wetten, daß nicht die einzig richtige Antwort: „Ich weiß es nicht“ kommt. Nein, mit einem vernichtenden Ton klingt es von den Lippen der Gnädigen: „Selbstverständlich Offizier!“ Und das wird mit einem Stolz gesagt, als wäre der kleine Bursche da soeben zum Kaiser der Franzosen ausgerufen worden. Ach und ein gallischer empereur und ein deutscher Offizier haben nur das Eine gemeinsam, daß heute keiner von beiden weiß, ob er morgen noch aktiv ist.

Wie der Bauer seine Söhne Bauern, der Schuster die seinigen Schuster werden läßt, so macht der Offizier die seinigen zu Offizieren. Der Unterschied besteht nur darin, daß der Bauer seinem Sohn häufig ein warmes Nest bietet, der Schuster meist kein Geld hat, seine Kinder was anderes lernen zu lassen, während der Offizier entweder zu bequem ist, seine Nachkommenschaft selbst zu erziehen, oder sich bei ihm die Einbildung auf den bunten Rock schon in einen derartigen chronischen Größenwahn verwandelt hat, daß der Vater sich von seiner Narretei sogar bei der Sorge um das eigene Kind nicht mehr loszusagen vermag.

Also der Junge wird Offizier, d. h. zunächst Kadett.

Dreizehn bis vierzehn Jahre ist er alt, die Zeit der Pubertät naht heran und mit ihr jenes Stadium, in dem der junge Mensch hinter gewisse Mysterien kommt. Gerade in diesem Alter wäre das Eingehen auf jeden Herzschlag geboten, Lektüre, Nahrung, Ruhe, Unterhaltung gehören sorgfältig geregelt. Aber mit solchem Plunder, von dem ja nach Umständen die Gesundheit und das ganze Lebensglück des Kindes abhängt, geben sich die Eltern heutzutage nicht mehr ab!

Die Erziehung besorgt ja promptest das Kadettenkorps!

Mit Vergunst nein, erzogen wird im Kadettenkorps nicht,

bloß dressiert! Unter Erziehen in weiterem Sinne versteht man doch die Leitung der Jugend unter sorgfältiger Ausnützung der in der Kindesseele schlummernden Neigungen und Talente. Das Resultat soll nichts sein als ein selbständig denkender Mensch, der auch warm zu fühlen vermag.

Daß hiezu nicht gute Lehren allein, sondern auch allgemein wissenschaftliche Bildung nötig ist, bedarf wohl keiner Erwähnung. Bei richtiger Erziehung arbeiten so Eltern und Lehrer zusammen und erst wenn das vorhin angedeutete Ziel erreicht ist, wird der junge Mann einen Beruf wählen.

Wie steht es nun im Kadettenkorps?

Was ein Zögling für Neigungen und Talente hat, ist dem gesamten Kadettenkorps so egal wie das Menu des Kaisers von China.

Nicht zum Menschen im oben genannten Sinne wird der Kadett erzogen, sondern, wie schon gesagt, zum Offizier dressiert.

Und das Wort „Offizier“ möchte ich doppelt betonen.

Die ganze Ueberhebung, die in dieser Kaste sitzt, wird dem jungen Bürschlein eingeimpft, fast täglich leiert man ihm das Ammenmärchen vom ersten Stand vor, die Uniform thut das Uebrige und so sieht man denn in den kleinen Schachtelsoldaten, deren Ohren meist viel nässer sind als diejenigen anderer gleichaltriger Burschen, den Inbegriff des militärischen Hochmuts.

Die Civilbevölkerung wird von den jungen Kratzbürsten schon mit dem verächtlich ausgesprochenen: „Schäbiger Civilist“, der gemeine Soldat mit der Titulatur: „Hannes“ oder „Kerl“ bezeichnet.

Die ganze Lümmelhaftigkeit, welche das Institut hervorbringt, weil eben der Einfluß der Eltern fehlt, steht in vollster Blüte. Sie zeigt sich zwar nicht außerhalb der häuslichen Mauern, im Gegenteil, auf der Straße ist der Kadett das Muster der Wohlanständigkeit. Thatsache aber ist, daß die älteren Kadetten nur durch drakonische Bestimmungen von der Mißhandlung jüngerer Kameraden abgehalten werden können. Und im Kadettenkorps waren Mißhandlungen im Schwang, deren sich der größte Soldatenschinder rühmen kann!

Unser bayrisches Kadettenkorps hat das Programm eines Realgymnasiums. Das preußische lasse ich außer Betracht, da es nach dem, was ich in Metz von norddeutschen Offizieren hörte, überhaupt nur eine Art höhere Töchterschule und Versuchsstation für anderwärts

durchgefallene Unterrichtsmethoden zu sein scheint. Nun treibt man bei uns neben den am Realgymnasium vorgeschriebenen Fächern folgende körperliche Uebungen: Exerzieren, Turnen, Fechten, Schwimmen, Velocipedfahren, Reiten, Tanzen (letzteres 6 Jahre lang). Daß bei solchen Seitensprüngen auf gymnastischem Gebiete das vorgeschriebene Unterrichtsprogramm nicht eingehalten werden kann, bedarf wohl keiner Erwähnung. Der Tag mit seinen 24 Stunden würde wohl genügen, namentlich wenn man morgens 6 Uhr mit der Arbeit beginnt und bis abends 7 Uhr mit nur zweistündiger Unterbrechung „fortwergelt", aber die Kräfte der jungen Leute lassen bei dieser 11stündigen Arbeit aus.

Ich kann mich noch sehr gut erinnern, daß wir im Jahre 1884 von der Elisenstraße zu München, wo damals das Kadettenkorps stand, im raschesten Tempo zur Equitationsanstalt marschierten, dort eine Stunde Reitschule hatten, dann ebenso schnell wieder heimliefen und auf diese dreistündige anstrengende körperliche Bewegung Mathematik-Unterricht hatten. Wundern wird sich da niemand, daß wir von der betreffenden Stunde nichts profitierten.

Das übermäßige Betonen der körperlichen Uebungen erzeugt, abgesehen von der Erschlaffung des Geistes, auch eine sehr bedenkliche Verachtung des Lernens überhaupt. Der richtige Kadett glaubt, er sei eigentlich nur für die körperlichen Uebungen da. Die wenigen Zöglinge, welche vom Unterricht etwas profitieren, werden sehr bald mit dem Kosenamen „Büffler" oder „Streber" geschmückt, nahen aber die Skriptionen, so gelangen die Verspotteten wieder zu Ehren, sie müssen einsagen oder „soufflieren" — wie der Kunstausdruck lautet — ja oft ganze Arbeiten mittels blauen Pausepapieres vervielfältigen und verschicken, damit die anderen großen Turner und Fechter, die sogenannten „Bärenmeier" halbwegs anständig bestehen und nicht durchfallen.

So schwindelt sich der Vollblutkadett durch alle sechs Klassen, sein Wissen ist nicht nur Stückwerk, sondern ein großes, großes Loch. Am Ende der sechsten Klasse ist das Absolutorium, in dem durchzufallen ziemlich schwierig ist. In den letzten zwanzig Jahren brachte, so viel ich weiß, dieses Kunststück nur einer fertig. Zur Belohnung hiefür kam er ein Jahr später in ein vielbegehrtes Münchener Regiment.

Wenige Tage nach dem Absolutorium tritt der Kadett als Fähnrich in die Armee.

Jeder hat vorher das Recht, drei Truppenteile anzugeben etwa

wie jeder Mensch das unbestreitbare Recht besitzt, sich eine Million zu wünschen. Ob er sie kriegt, ist freilich die andere Frage! Der arme Teufel, der keine rettenden Basen sein eigen nennen kann, fliegt rettungslos in irgend ein kleines Nest und was dieses bei der geistreichen Einrichtung des Regimentsavancements heißen will, braucht man nur im 12. Kapitel nachzuschlagen.

Viele Leute haben überhaupt bezüglich des Kadettenkorps zwei grundfalsche Ansichten, welchen gar nicht genug entgegengetreten werden kann: Erstens glaubt man, daß der Zögling aus seiner Kadettenlaufbahn großen Nutzen ziehe, und zweitens, daß der Staat von der Heranbildung zum Offizier von Jugend auf besonderen Vorteil habe.

Was die erste Meinung anbelangt, so wird hiefür gewöhnlich der Umstand, daß der Kadett sofort als Vorgesetzter in die Armee tritt, als Beweis angeführt.

Nun ist aber die Vorgesetzteneigenschaft beim Militär ein sehr dornenvolles Ding, wenn sie nicht durch die nötige Kenntnis der einschlägigen Reglements etc. unterstützt wird.

Das Kadettenkorps*) leistet jedoch in Bezug auf den Unterricht in militärischen Dingen fast nichts.

Es werden zwar ein paar diesbezügliche Fächer getrieben; eine unumstößliche Thatsache aber ist, daß der Kadett bei seinem Austritt nicht einmal eine Sektion richtig führen kann, von Wachtdienst, Felddienst, innerem Dienst keine Spur!

Zu meiner Zeit (1878—1884) ging es sogar so weit, daß die Kadetten mit anderen Gewehren als die Armee ausgerüstet und daher bei ihrem Eintritt in die letztere trotz des schon vier Jahre lang geübten Exerzierens gezwungen waren, neue Gewehrgriffe zu lernen.

Der Fähnrich steht somit wohl als Vorgesetzter vor der Front, sein Wissen und Können ist aber meist kläglicher als das des letzten Soldaten. Die klare Folge zeigt sich promptest: Anschnauzen von oben, auslachen von unten. Der Kadett erhält bei seinem Austritte, wie männiglich bekannt, für seine künftige Laufbahn im allgemeinen nur folgende wenig empfehlenswerte Mitgift: Gesellschaftlichen Schnick-

---

*) Das preußische Kadettenkorps scheint in diesem Punkte noch kläglicher zu sein als das bayrische. In Metz sah ich einmal einen ehemaligen Selektaner, der anscheinend nicht einmal die Kommandos kannte.

schnack, militärisches Gigerltum, großsprecherische Phrasen, brüskes Benehmen nach unten und Verachtung der Civilistenbande.

Nachdem aber die sogenannte Schneidigkeit der Hauptsache nach aus vorstehenden Ingredienzien besteht, ist es kein Wunder, wenn fast alle Kadetten schneidig sind.

Diese edle Rittertugend — und damit komme ich zum zweiten Punkt — verdirbt uns in erster Linie die Armee.

Wenn am 1. März die Kriegsschule einberufen ist, so geben sehr bald die ehemaligen Kadetten den Ton an und vergiften die anderen Offiziersaspiranten, welche meist aus Civilkreisen stammen und die Fühlung mit dem Volke, vor allem dem schlichten bürgerlichen Denken noch nicht ganz verloren haben.

Die große Kluft, welche sich sogar bei uns in Bayern allmählich zwischen Offizierskaste und Civilbevölkerung bildet, ist ohne jede Uebertreibung in erster Linie Schuld des Kadettenkorps.

Hier liegt auf jeden Fall die Wurzel des Uebels, welches der bayerische Herr Kriegsminister mit seiner schönen Versicherung, die Offiziere seien auch Söhne des Volkes, nicht wegdebattieren kann. Richtig ist ja die Behauptung, aber ebenso wahr scheint es auch, daß die Nachkommenschaft von ihren Eltern nichts mehr wissen will und infolgedessen die Angehörigkeit verliert.

Man kann das Kadettenkorps wohl nicht so plötzlich vom Erdboden verschwinden lassen, aber einige Aenderungen dürften im Interesse des Heeres und Volkes sein.

Umwandlung in ein humanistisches Gymnasium, Abschaffung der Uniform, Entfernung aller Offiziere, Streichung der militärischen Uebungen, kurz Neuorganisation als Civilinstitut. Denjenigen Zöglingen, welche die Soldatenlaufbahn einschlagen wollen — gezwungen hiezu ist jetzt auch niemand — könnte eventuell die Fähnrichswürde ebenso wie den Pagen als allerdings sehr zweideutige Entschädigung für etwaige Lückensteherei verliehen werden.

Für das Kadettenkorps aber, wie es jetzt ist, giebt es nur eine Losung, nämlich: „Fort damit!“

2. Kapitel.

Der Offiziersaspirant.

Unter Offiziersaspirant versteht man den Portepeefähnrich und den Avantageur. Wenn ich im folgenden von ersterem sprechen werde, meine ich den absolvierten Kadetten, während ich den Absolventen des Gymnasiums als Avantageur bezeichne.

Zunächst ein Paar Schlaglichter auf den Fähnrich!

Frisch kommt der junge Mann aus dem Kadettenkorps, wo er Tag und Nacht eingepfercht war in die starren Gesetze der militärischen Disziplin. Jetzt erhält er auf einmal einigermaßen Luft; er bezieht ein eigenes Zimmer, kann abends Theater und Gasthaus besuchen und muß meist erst um zwölf Uhr zu Hause sein.

Mittags speist der Fähnrich im Kasino, was ihm eine große Ehre sein muß.

Ach, diese Ehre! Sie ist teuer erkauft!

Am untersten Ende der Tafel sitzt der Aermste; es ist ihm so unbehaglich wie einst dem ewigen Juden im Berliner ästhetischen Thee. Ringsherum sitzen lauter „hohe Vorgesetzte," zunächst die jungen Lieutenants, die herzlich froh sind, nicht mehr die jüngsten vorzustellen, und den Fähnrich zur Zielscheibe ihrer geistreichen Witze machen.

Hinausgeben darf der Gespottete selbstverständlich nicht, für ihn gilt mehr als für jeden Sterblichen das Gebot des großen Nazareners: „Eure Rede aber sei: Ja, ja, nein, nein; was darüber ist, ist von Uebel."

Eine Meinung steht dem Fähnrich überhaupt nicht zu; er thut auch besser, keine zu äußern, da er sonst mit einer der streitenden Parteien zu seinem Schaden in Konflikt kommt.

Auf diese Weise lernt er nebenbei die für das militärische Fortkommen so notwendige Kunst des Lavierens, ob zum Vorteil seines Charakters? — Das ist freilich die andere Frage!

Nachdem das Essen beendet ist, werden die Lichter aufgetragen, ein Zeichen für die Fähnriche, sich schleunigst zu empfehlen, denn jetzt wollen die Offiziere ihre Vorgesetzten bearbeiten, was ihnen sehr häufig nicht besonders verargt werden kann. Solche Kritiken passen aber nicht für Fähnrichsohren!

Der Rest des Tages ist meist dem Dienste gewidmet und da ich mich über den letzteren schon am Schlusse des vorigen Kapitels aussprach, so übergehe ich hier jede weitere Bemerkung.

Es kommt also nur mehr der Abend in Betracht.

Das Theater fällt meist weg, weil keines da ist, oder in kleinen Städten ein solches, daß man besser nicht hineingeht. Somit bleibt nur das Gasthaus übrig. Und hier geht es dem armen Teufel von Fähnrich um kein Haar besser als im Kasino. Er muß bei den Offizieren sitzen, denn die Gesellschaft derselben wurde ihm vom Herrn Oberst empfohlen. Würde sich einer aus diesem heiligen Kreise wegdrücken, käme er übel an. Alle anderen jungen Männer wälzen abends im Gasthause ihre Sorgen ab und schütten ihr Herz aus; nur der Fähnrich, der doch kein Kind mehr ist, muß sich fortwährend beugen und ducken.

Mitreden darf er nur in homöopathischen Dosen, dafür aber aufpassen, ob keiner der Vorgesetzten ein Zündholz braucht; daß ein Fähnrich an einem Abend fünfzig Streichhölzer anzündet, kommt ziemlich oft vor.

Nun höre ich schon die Beschwichtigungshofräte das alberne Lied, daß die Jugend in Gegenwart Aelterer zu schweigen habe, vorpfeifen.

Erstens sehe ich gar nicht ein, warum ein Aelterer eo ipso gescheiter sein soll als ein jüngerer; zweitens ist es ein Ding der Unmöglichkeit, die unrichtigen Anschauungen anderer zu korrigieren, wenn man diesen Leuten das Reden verbietet. Und drittens weiß ich überhaupt nicht, was ein junger Mensch durch die Unterhaltung der Offiziere lernen soll.

Dieselbe dreht sich, wie sattsam bekannt, um Pferde, Weiber, Jagd und Hunde! O, meine Herren, lassen Sie den Fähnrich reden, vielleicht ist er der rettende Engel, der durch eine Frage oder eine ausgesprochene Ansicht ihre Gedanken auf ein würdiges Thema bringt. —

Was die Liebe anbelangt, so übergehe ich dieselbe, da es sich hier nur um ehemalige Zöglinge des Kadettenkorps dreht und an solchen meist nichts mehr zu verderben ist. Die „aufgeklärten Mitzöglinge" und der Sonntagsausgang sorgen schon dafür.

Soviel über den Fähnrich und nun zum Avantageur.

Derselbe hat es selbstverständlich im Anfange schlechter als der Kadett. Der letztere besitzt für militärische Verhältnisse ein nicht ungeübtes Auge; bei ihm hat sich auch das unangenehme Gefühl, das den

Untergebenen in Gegenwart Vorgesetzter beschleicht, schon merklich abgekühlt, denn er weiß, daß man nicht nur Professoren, sondern auch Offiziere zum Narren halten kann.

Wie anders der Avantageur!

Er kennt die Offiziere nur von der Promenade oder dem Theater her, vielleicht hat er auch eine Schwester, die wie alle ihres Geschlechtes vom Klappern eines Schleppsäbels Herzweh bekommt; kurz der junge Mann tritt in die Kaserne mit einem Gefühl wie zur ersten Beichte.

Nun geht das Gedrill los; ein Unteroffizier bringt die ersten Kenntnisse bei, alle Knochen krachen und thun weh. Abends legt sich der junge Mensch todmüde in sein Bett.

Der Hauptmann glaubt eine riesig vernünftige Leistung zu vollbringen, wenn er den Avantageur ins Mannschaftszimmer legt. Sehr hüsch gedacht — nur ein wenig kurz!

Es giebt nämlich Leute, die aus dem Gymnasium kommen und immer noch nicht wissen, wie ein Bordell aussieht und die Sirenengesänge der allabendlich herumstreifenden Damen immer noch nicht verstehen. Und solch ein unverdorbener Mensch liegt nun abends auf seinem harten Lager, die qualmige Luft der Stube, das Ungeziefer, vielleicht auch die Sehnsucht nach der Heimat lassen ihn nicht schlafen.

Und was unterhält den Wachenden? Geschichten von leichten Siegen über Fabrikarbeiterinnen, Köchinnen und sonstigen Schönen, verbrämt mit nach der Gosse riechenden Witzen! Anfangs wird der Avantageuer noch rot, bald lauscht er mit Interesse und zuletzt thut er, um nicht ausgelacht zu werden, selbst mit.

Auf die Theorie folgt dann die Praxis und wenn der Avantageur an Weihnachten das Elternhaus aufsucht, hat er nicht nur in militaribus, sondern auch in amore viel gelernt, in letzterer am meisten!

Habt ihr das schon bedacht, ihr Herrn Väter, die ihr mit einer beneidenswerten Wurschtigkeit den bisher sorgfältig gehüteten Sohn in die Kaserne steckt?

Doch nicht bloß die Unteroffiziere und Mannschaften arbeiten — zu ihrer Ehre sei es betont, unbewußt! — an dem moralischen Ruin der jungen Leute, nein, auch die Kavaliere, deren Ehrenschild blank und rein sein soll, wie die strahlende Sonne, treiben hier oft ein frevelhaftes Spiel.

Ich meine hier nicht die älteren Offiziere, sondern die ganz jungen Lieutenants, namentlich die dem Kadettenkorps entsprossenen.

Sobald so mancher junge Herr merkt, daß ein Avantageur den Vorhang vom verschleierten Bilde der Liebe noch nicht ganz gehoben hat, geht häufig eine ganz unwürdige Hetze los.

Spötteln und Hänseln in Bezug auf sexuelle Sachen und Vorgänge sind an der Tagesordnung; aber es bleibt nicht bloß bei Worten, nein, nur zu häufig müssen auch Thaten helfen. So erwähne ich als Beispiel einen Fall, wo ein jetzt allerdings nicht mehr aktiver Offizier einem jungen unverdorbenen Avantageur eine Straßendirne auf das Zimmer schickte. Das Schlachtopfer dieser Niedertracht hat mir die Geschichte später selbst erzählt. Mit noch mehr solchen Exempeln aufzuwarten wäre nicht schwer. Doch genug des Schmutzes!

Ich weiß wohl, solche Dinge passieren auch anderswo; aber hier handelt es sich immer um Gleichgestellte und das Opfer derartiger Gemeinheiten kann, sobald es Lust hat, dem Arrangeur die verdienten paar Ohrfeigen verabreichen. Beim Militär kommt jedoch der Vorgesetzte und der Untergebene in Betracht. Wehe dem Avantageur, der hier berechtige Kritik üben würde. Dieselbe machte, aufgebauscht bis zur Elephantengröße, den Weg zum Regimentskommandeur, selbstverständlich unter sorgfältiger Maskierung des wahren Anlasses.

Das sind gewiß Vorgänge, die nicht passieren sollten, daß sie aber dennoch sich ereignen, mache ich nicht den Einzelnen zum Vorwurfe, sondern dem ganzen Systeme.

Ich glaube, daß alle derartigen Auswüchse und so viele Schattenseiten des heutigen Offiziersstandes ohne besondere Schwierigkeiten auszurotten wären.

Ein großer Faktor hiebei wäre auch die Reorganisation der Kriegsschule. Dieselbe leistet in militärisch-theoretischer Beziehung unstreitig sehr viel; aber warum benützt man sie nicht auch, um das allgemein wissenschaftliche Niveau unseres Offizierskorps zu heben? Warum macht man daraus nicht eine Hochschule, in der auch Geschichte, Philosophie ꝛc. gelehrt wird?

Auf den ersten Blick wird vielleicht mancher nur ein mitleidiges Lächeln für solch „eine verrückte Idee“ haben; aber wer den Dingen auf den Grund geht, wird mir beipflichten.

Es ist doch eine unstreitbare Thatsache, daß die Mehrzahl der

Gymnasial-Absolventen mit einem großen Widerwillen gegen das Lernen ins Leben tritt. Die Lust und Liebe gerade zu den Wissenschaftszweigen, welche dem gebildeten Menschen so vielen Genuß verschaffen, zu den Klassikern und Historikern wird dem Gymnasisten durch Präparations-Zahlen und Stammbaumfuchserei und noch zuletzt durch das „Gebüffel“ auf das höchst überflüssige Absolutorium gründlich vertrieben.

Der Student nun, welcher die Universität bezieht, wird hier seinen Widerwillen sehr bald ablegen. Aus den Vorlesungen der Professoren weht ihm ein neuer Geist entgegen, die Lernfreiheit übt ihre wohlthuenden Wirkungen, kurz der junge Mann wird die geistige Beschäftigung allmählich wieder lieben.

Eine solche Anregung, wie die Universität sie bietet, fehlt dem Fähnrich und Avantageur vollkommen. Sobald er die Kaserne betritt, muß er von neuem alles mögliche, noch dazu trostlos langweiliges Zeug in sich hineinpumpen und so kommt er mit noch mehr verstärktem Ekel vor jedem Buche in die Kriegsschule.

Man lasse doch das Einstellen der Fähnriche und Avantageure in die Truppe, denn was dieselben vor der Kriegsschule in Bezug auf praktischen Dienst lernen, ist ja so wie so sehr wenig und kann in dieser leicht nachgeholt werden. Dafür aber berufe man die sämtlichen jungen Leute am ersten Oktober direkt in die Kriegsschule und hier treibe man nicht nur rein militärische Fächer, sondern auch solche der allgemeinen Wissenschaft, die imstande sind, den inneren Menschen zu heben. Man engagiere aber nicht Skriptionen korrigierende Gymnasialprofessoren, sondern Männer der freien Forschung, wie sie auf den Universitäten zu finden sind.

Und wenn die Kriegsschüler nach etwa zweijährigem Besuche entlassen werden, so geben sie ein Material, aus dem sich ein mustergiltiges Offizierskorps formen läßt.

Nach der Höhe der allgemeinen Bildung richten sich meist die Thaten der Menschen. Diese Thatsache kann man so recht beobachten, wenn man das norddeutsche und bayrische Offizierskorps vergleicht. In Norddeutschland haben die wenigsten Offiziere ein Gymnasium absolviert, sie haben meist nur eine sogen. „Presse“ hinter sich.

Ganz anders ist es in Bayern: das Gymnasialabsolutorium ist hier Bedingung zur Erreichung der Epauletten, darum tauchen auch fast alle in Bayern verkrachten Kadetten und viele remittierte Studenten,

welche innerhalb der blauweißen Pfähle nicht mehr Offiziere werden können, eines Tages als preußische Lieutenants auf.

Die geringere Bildungsstufe der norddeutschen Offiziere zeigt sich auch dem Beobachter sehr bald. In Bayern z. B. würde sich ein Offizier niemals in Uniform in ein Bordell wagen, in Metz kann man die preußischen Herrn in solchen Lokalitäten sehr häufig treffen.

Erlebnisse wie sie der preußische Hauptmann a. D. Claus[1]) erzählt, wonach z. B. ein selbständiger Bataillonskommandeur, der die übel bemerkte häufige Trunkenheit der Offiziere (!) hintanhalten soll, zu einem Begräbnis selbst total besoffen kommt, sind doch bei uns in Bayern ganz unmöglich, nicht weil wir von Natur aus tugendhafter sind, sondern weil die allgemeine Bildung des Offizierskorps eine höhere ist.

Darum möchte ich nochmals zur Erwägung stellen, ob es nicht von unschätzbarem Vorteil wäre, die Kriegsschule im angedeuteten Sinne zu erweitern; denn der Offizier bedarf beinahe mehr als jeder andere Mensch der Lust und Liebe zur Wissenschaft, wie das folgende Kapitel beweisen wird.

---

3. Kapitel.

Der junge Lieutenant. Die Schulden.

Bummelnd schreitet der Degenfähnrich durch die Straßen; auf einmal kommt der Bursche im Galopp hintendrein und überreicht ein Telegramm mit den schönen Worten: „Dem Herrn Fähnrich ein Schnellekramm zu übergeben.“ Beim Militär spricht man nämlich gern im Infinitiv.

---

[1]) Dessen Schriften: „Die wahren Anarchisten im preußischen Staate oder Aktenmäßige Darstellung eines militärgerichtlichen Dramas“, 2 Teile à M. 1.20; „Der Kampf gegen die Sozialdemokratie in der Armee“, M. 1.—. (Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.)

Der Empfänger des Telegramms blickt überrascht auf das blaue Couvert, das in wenigen Worten das höchste Glück, aber auch das tiefste Elend bergen kann.

Hastig wird das Papier aufgerissen und da steht es klar und deutlich: „Gratuliere zur Beförderung.“

Meist ist es der in der Hauptstadt, also an der Quelle des Verordnungsblattes wohnende Schneider, der sich und sein Konto auf so sinnige Weise in Erinnerung bringt.

Unser neugebackener Lieutenant schwimmt von nun ab einige Tage lang in eitler Wonne. Die Damen, bei welchen er früher nur wohlwollend geduldet war, nehmen ihn jetzt als vollwertig, er ist ein Faktor, mit dem man rechnen kann. Gar manche alte Schachtel, die ihre paar Zähne an erfahreneren Offizieren vergeblich versuchte, hat sich noch schnell vor Thoresschluß einen solch jungen Lieutenant gekapert. Kurz, wohin sich auch der Neubeförderte wenden mag, überall strecken sich ihm Hände in allen Größen, von Nro. $5^1/_2$ bis $8^1/_2$, entgegen und dazu flöten Lippen, welche bald falsche, bald echte Zähne, wohl auch beides zusammen enthüllen, gar herzbeweglich: „Gratuliere, Herr Lieutenant.“

In keinem anderen Berufe wird ein solches Geschrei wegen der ersten Beförderung aufgeschlagen, und den ruhig Zusehenden kann es nicht wundern, wenn in dem also Gefeierten Selbstüberhebung erzeugt wird. Allerdings stutzt ja das Leben die allzu langen Hörner sehr bald; aber besser ist es, man läßt dieselben überhaupt nicht zu lang werden.

Der junge Lieutenant erhält auch ziemlich rasch den ersten bitteren Tropfen; der Ganymed, welcher ihn reicht, ist meist der Herr Zahlmeister.

Die Sache verhält sich nämlich wie folgt.

Am Tage nach der Ernennung zum Offizier geht es zum erstenmale in Epauletten ins Kasino. Anfangs ist man noch so schüchtern wie früher und nur schwer will der Mund sich dazu bequemen, die bisherigen Vorgesetzten mit dem vertraulichen „Herr Kamerad“ anzureden. Aber die gestern noch so Unnahbaren erleichtern dem Neugebackenen den Uebergang in sein neues Verhältnis wesentlich. Die Herren sind alle so liebenswürdig, ja sie lassen sich sogar vom jungen Lieutenant zum Sekt einladen.

Da wird denn pokuliert, vielleicht sogar schmolliert, daß es eine Freude ist.

Auf solche Festlichkeiten aber folgt nicht nur der physische Kater, sondern sein viel größerer Zwillingsbruder: der Moralische.

Bei unserem Helden stellt er sich an dem auf das Gelage folgenden ersten Monatstage ein, indem der Zahlmeister die Kasinorechnung dadurch bereinigt, daß er eine ganze Monatsgage einstreicht und so das Gesetz, daß in der Geschichte aller Weltenkörper auf die flüssige Aggregatform die feste folgt, deutlich zur Anschauung bringt. Wagalaweia-Wimmerer können auch schöne Vergleiche über das vertrunkene Gold des Weines und das dem Lieutenant abgezogene anstellen.

Mag man nun die Sache noch so poetisch auffassen, eines steht fest, daß der junge Offizier am Ersten vor seinem leeren Geldbeutel ein betrübtes Gesicht macht und mit dem Nibelung Alberich singen kann:

„Mit Händen und Füßen
Nicht fasse noch halt ich
Das schlecke Geschlüpfer."

Das schlecke Geschlüpfer haben eben die Herrn Kameraden vertrunken.

Man glaubt überhaupt nicht, wie unverantwortlich gerade der junge Lieutenant in unnötige Ausgaben gestürzt wird.

In einer großen Garnison der Reichslande ist es bei einem Regiment Usus, daß der neubeförderte Offizier, sobald er das erste Mal auf die Hauptwache zieht, die ihn besuchenden Kameraden mit Bier freihält.

Nachdem nun gerade an diesem Tage, sei es aus Freude über den Neugebackenen oder aus Liebhaberei für Freibier, der Besuch ein unheimlich starker ist, kann es niemanden wundern, daß der Gastgeber mit großer Sorge der drohenden Bierrechnung entgegensieht. Der Liter Bier kostet in den Reichslanden nämlich fünfzig Pfennige!

Am folgenden Ersten kann daher der junge Lieutenant das schlecke Geschlüpfer schon wieder nicht fassen.

Ich will an diesem Beispiele gleich zeigen, wie solche unsinnige Sitten den Grund zum Ruin eines Offiziers legen können.

Der junge Lieutenant reichte also vorigen Monat mit seinem Gelde nicht wegen der Feier im Kasino, diesesmal ebensowenig wegen des aufgelegten Bieres.

Im verflossenen Monat schrieb man schon nach Hause, er will doch nicht schon wieder kommen. Leben aber muß man; der Truppendienst macht hungrig und durstig, auch ist ein Lieutenant kein Kapu-

zinerpater, der eine brennende Zunge und einen knurrenden Magen als gottgefällige Erscheinungen begrüßt.

Was nun thun?

Sehr einfach, man wendet sich mit der diskreten Frage: „Wo kriege ich Geld her?" an einen Kameraden, von dem längst schon bekannt ist, daß sein Haben ohne Anfang, sein Soll hingegen ohne Ende ist.

Lächelnd hört der Gefragte die „kleinen Schmerzen" an, dann sagt er langsam und deutlich die Adresse eines Geldverleihers, gibt noch Winke über das Entrieren des Geschäfts und verspricht sogar durch eine besondere Empfehlung an die Hand zu gehen.

Gerührt ob so vieler Güte stammelt der Neugebackene ein paar Worte des Dankes, eilt schnell nach Hause und schreibt eiligst den nötigen Brief. Kaum ist er damit fertig, so kommt der Bursche des anderen „erfahrenen" Herrn und bringt in verschlossenem Couvert die versprochene Empfehlung, wonach der Neugebackene „ein ganz vorzüglich reeller Kunde" ist.

Diese wenigen Zeilen werden dem Briefe beigelegt und dann wandert dieser als erstes Glied einer oft verhängnisvollen Sorgenkette in den Schalter.

Nun drängt sich die Frage auf: Warum war der ältere „erfahrene Herr" so liebenswürdig und so bereitwillig mit der Empfehlung bei der Hand? Hier die Erklärung.

Diejenigen Leute, welche einem Lieutenant allein etwas leihen, sind so selten wie ein magerer Apotheker. Die anderen öfter vorkommenden geben nur zweien etwas, d. h. der eine nimmt das Geld auf und der andere leistet Bürgschaft.

Nun ist es selbstverständlich nicht leicht, unter erfahrenen Offizieren Bürgen zu finden, denn sie wissen, welch' häckliche Geschichte daraus werden kann.

Der junge Lieutenant hingegen glaubt, das Mitunterschreiben eines Schuldscheines sei bloße Formalität, und außerdem ist er ja noch voll des Dankes für die gute Adresse und die noch bessere Empfehlung. Kommt nun der „Gönner", der diesen Satansdienst dem unerfahrenen Kameraden erwiesen hat und verlangt auch eine kleine Gefälligkeit, nämlich das Leisten einer Bürgschaft, so ist der Neugebackene mit Freuden bereit.

Und damit steht seine Unterschrift bereits zum zweitenmale auf

einem Schuldscheine, der Anfang, der Sprung in das Land, wo die Revolver nebst Patronen auf den Bäumen wachsen, ist gemacht.

Wer aber bei einer solch jämmerlichen Bezahlung, wie sie der Lieutenant bezieht, die erste Scheu vor dem Schuldenmachen überwunden hat, dem geht es wie einem jungen Mädchen nach dem ersten Falle — die Sünde wiederholt sich und zwar umso öfter, je länger sie geübt wird.

Nun ist es gewiß, daß auch andere junge Leute Schulden machen, ohne deswegen zu verderben. Wie kommt es, daß gerade beim Offizier die Sache sich so gefährlich auswächst?

Hier des Rätsels Lösung:

Die Herren Gläubiger sind schlau und alle die Gesetze, welche unser lieber Reichstag gegen den Wucher fabriziert, erinnern an die Vorsichtsmaßregeln, welche einmal eine weise Regierung gegen die waldverderbende Nonne empfahl. Als ein alter erfahrener Förster von dem Reskript Kenntnis erhielt, sagte er in seinen Bart schmunzelnd: „Schickt den Gerichtsdiener in den Wald, laßt das Schreiben ausläuten, dann lachen sich die Nonnen zu tot und der ganze Jammer hat ein Ende.“

Die Gesetze bestimmen so ungefähr die Höhe des erlaubten Zinses, jährliche Abrechnung und Gott weiß was alles!

Der Schuldschein des Lieutenants weist aber kein Wort von Zinsen auf, dieser wird von vornherein gleich zum Kapital geschlagen.

Z. B.: Ein junger Offizier nimmt 500 M. auf ein halbes Jahr auf, dafür verlangt der Wucherer 16 % Zins. Daher muß ein Schuldschein über 540 M. ausgestellt, also über angeblich wirklich erhaltene 540 M. quittiert werden.

Mit diesem Papier in der Hand kann sich der Geldverleiher gegen alle Angriffe wehren, er kann sogar behaupten, er habe dem Herrn Lieutenant wirklich so viel Geld gegeben und aus purer Freundschaft gar keinen Zins verlangt. Die Unterschrift zeugt ja für den Schwindel.

Auf diese Weise würde der Fuchs nur zu häufig dem Jäger entgehen; dafür aber, daß der letztere überhaupt nicht auf die Fuchsjagd geht, sorgt niemand anderer als der Staat selbst.

Es gibt nämlich nichts Unsinnigeres als die Gepflogenheit, Offiziere wegen Schulden vor das Ehrengericht zu zerren.

Gar viele sitzen in den Krallen ihrer Blutsauger fest und können

sich, obwohl sie vielleicht genug Beweise in Händen haben, um ihren Peinigern gerichtlich das Geschäft zu legen, trotzdem nicht losmachen; denn die Opfer wissen, daß sie, sobald die Sache öffentlich wird, ihre Stellung riskieren.

Und darin liegt ein **doppelter** Krebsschaden:

Erstens weiß der Gläubiger nur zu gut, daß er Schuldner und Bürgen peinigen kann wie er will; vermögen diese nicht mehr zu bluten, so wendet er sich noch frech an die Eltern; denn es ist sicher, daß diese lieber den letzten Groschen hergeben, ehe sie den Sohn auf die Straße setzen lassen.

Zweitens — dieses Zweitens bitte ich recht fest zu beachten — erklärt sich daraus die Leichtigkeit, mit der die jungen Offiziere Geld erhalten.

Gerade die Jüngsten haben den meisten Kredit, weil ihre Eltern noch leben.

Der vorsichtige professionelle Darleiher wird z. B. dem Universitätsstudenten nur schwer größeren Kredit gewähren; er hat es hier mit jemanden zu thun, der noch keine Stellung riskiert, er muß ferner auch fürchten, von den Eltern nicht nur abgewiesen, sondern auch noch zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Wie anders die Perspektive beim Offizier ist, wurde schon erwähnt.

In der Hand des Geldjuden wird das Ehrengericht ein Folterinstrument, das der Staat selbst gefällig darbietet.

Man unterlasse es einmal, die Offiziere wegen Schulden zu entfernen, man gebe ihnen das Bewußtsein, daß sie den Wucherer verklagen können, ohne den eigenen Rock in Gefahr zu bringen, dann werden die unliebsamen Dinge, wie sie ab und zu auftreten, verschwinden, nicht weil die Offiziere tugendsamer werden, sondern weil den Gaunern das Pflaster zu heiß wird.

Wo aber kein Gläubiger ist, da giebt es auch keinen Schuldner! —

Alles auf der Welt hat seinen Grund, sogar das Schuldenmachen, und zwar kann man getrost behaupten, daß das anscheinend gewohnheitsmäßige Borgen gewisser Gesellschaftsklassen nicht mit dem persönlichen Leichtsinn der einzelnen Individuen, sondern einzig und allein mit der Erziehung oder den Standeseigentümlichkeiten der in Betracht kommenden Kategorien zusammenhängt.

Wollen wir uns die Sache beim Lieutenant ansehen und die Gründe des Schuldenmachens hervorsuchen.

Vorerst möchte ich bitten, bei den nun folgenden Ausführungen den von mir aufgestellten Satz, daß die jungen Offiziere spielend leicht Geld erhalten, nicht aus den Augen zu verlieren.

Die Zivilisten sehen alle hochnäsig auf das ewige Borgen der Offiziere herab, ja sie spiegeln sich selbstgefällig in der eigenen eingebildeten Moralität, aber ich sage Ihnen, meine Herrschaften, Sie haben alle miteinander keine Ahnung, welchen Gefahren der junge Lieutenant ausgesetzt ist. Und da ich weiß, daß Sie den Offizieren um das bißchen Flitter, ja um alles, ja selbst um Gefahren neidig sind, so will ich dieselben zu Nutz und Frommen nachweisen.

Zuerst eine Frage an alle diejenigen, welche offene Augen für das Leben haben! Ist es nicht Thatsache, daß zu den sogenannten Lebemännern, den Sekt-, Unterrocks- und Kartenjägern die ledigen Offiziere das größte Kontingent stellen? Ich glaube, es wird niemand mit Nein antworten.

Nun lehrt aber die Erfahrung, daß die Herrn im allgemeinen aus Kreisen stammen, in welchen das Geld nicht zu Hause ist; sie können also den Luxus nicht von Jugend auf gelernt haben.

Der Trieb zu sexuellen, alkoholischen und sonstigen Ausschweifungen liegt somit nicht in den Herrn, sondern er wird künstlich in sie hinein getragen.

Daß schon auf den Fähnrich und Avantageur „recht günstig" eingewirkt wird, hat das vorige Kapitel bewiesen.

Weiter hilft der Geldjude und mit diesem im treuen Bunde das schöne Geschlecht, welches ja für die Uniform eine allgemein bekannte Schwäche hat.

Wo aber auf einem an sich schon gut bearbeiteten Boden Darleiher und Weib mit vereinten Kräften säen, wachsen Versuchungen, wie sie der Teufel in der rosigsten Geburtstagsstimmung nicht besser erfinden kann.

Und gegen Versuchungen bedarf man des Schutzes!

Sich höchst eigenhändig den Buckel vollzubläuen wie ein mittelalterlicher Klosterbruder ist nicht jedermanns Sache. Die geistige Abtötung und sonstiger Phrasenschwindel lockt in Wirklichkeit keinen Hund hinter dem Ofen vor. Die moralische Widerstandskraft wird man da,

wo es sich um eine wirklich unehrenhafte aber doch verlockende Handlung dreht, ins Treffen führen, nicht aber wegen jeder Liebelei oder Glases über den Durst.

Schutz, wirklichen Schutz gegen das Versinken in dem Schlamme übertriebenen Genusses bietet allein, ohne daß es der Beschützte vielleicht merkt, ein Beruf, der die Gedanken auszufüllen vermag. Nicht bloß, wenn wir denselben ausüben, sondern auch in der Zwischenzeit muß er uns anregen können.

Man sehe nur einen Arzt an! Auch wenn er nicht am Bette eines Patienten steht, wird er sich doch mit seiner Wissenschaft beschäftigen, es schwebt vielleicht ein Menschenleben auf Messersschneide und die mögliche Rettung desselben erfüllt die Gedanken. Ob dies nun aus idealen oder materiellen Gründen geschieht, ist gleich. Die geistige Anregung ist vorhanden und thut ihren Dienst.

Ganz ähnlich grübelt der Jurist auch außer Bureau und Gerichtssaal, um seinen immer neu wachsenden Skrupeln Herr zu werden. Und der Herr Professor wählt sich auf seinem Wege zum und vom Gymnasium die Fußangeln und Bauernfallen aus, welche er zur Freude seiner braven Schüler in der nächsten Skription unterzubringen beabsichtigt.

Kurz alle Angehörigen der arbeitenden gebildeten Klassen werden außer Amt und Würden irgend etwas zu denken haben, eine einzige Ausnahme hievon bildet der Lieutenant.

Die Arbeit, welche er verrichten muß, ist so geisttötend, daß es ein großes Glück scheint, wenn er nur im Dienste sich damit beschäftigt. Linksum, rechtsum, Kompagnie-Exerzieren, Turnen nach einer möglichst langweiligen Methode betrieben 2c., sind doch keine Dinge, mit denen man sich weiter abgiebt als man unbedingt muß.

Auch der Unterricht, in dem man die Vorgesetzten, angefangen beim Kriegsherrn bis herab zum Korporalschaftsführer, einpauken soll, kann nicht als gehirnerfrischend bezeichnet werden.

Die zwei Winterthema sind meist langweiliges, abgedroschenes Zeug, mit dem man schon in der Kriegsschule genügend traktiert wurde.

Die Abendvorträge endlich, welche im Winter allwöchentlich einmal vom Stapel gelassen werden — na Schwamm drüber!

Wenn einer gerade Glück im Wechsel der Garnisonen und Regimenter hat, kann er denselben Vortrag ein halbes Dutzend Mal versetzt bekommen. So weiß ich z. B. zwei Vorträge — einer behandelt

die Schlacht von Mars la Tour, der andere Napoleon I. — welche man in Metz zweimal, in München einmal und wahrscheinlich auch schon in der fröhlichen Pfalz mit andächtigem Lauschen vernommen hat. Daß sie nicht auch noch anderswo paradieren, daran trägt der Herr Kriegsminister die Schuld, der die Böcklein pensioniert und die Schäflein befördert.

Die meisten der Vorträge schmecken stark nach höherer Töchterschule, denn einerseits ist das geistige Rüstzeug des Redners häufig sehr gering und andererseits sind dem Offizier die Schwingen gebunden. Eine Kritik des bei uns Bestehenden oder Gewesenen bleibt ausgeschlossen, wie ja auch unsere militärische Litteratur in dieser Hinsicht unter strengster Zensur[1]) steht und darum auf ein ganz jämmerliches Niveau herabgesunken ist, was das Militärwochenblatt glänzend beweist.

Es ist daher kein Wunder, daß die Vorträge sich gar keiner Beliebtheit erfreuen und sich alles vorher schon erkundigt, wie lange wohl der Redner das Pult zieren wird.

Auf jeden Fall scheint die Art und Weise, wie die Sache jetzt arrangiert wird, falsch. Was soll es für einen Sinn haben, Offiziere gegen ihren Willen zu Vorträgen zu kommandieren oder einen anderen Herrn auftreten zu lassen, der ein Steckenpferd traktiert, welches vielleicht allen anderen ganz egal ist. Man soll gar nicht glauben, was man in dieser Beziehung oft stundenlang mit anhören muß. Ich denke noch mit Schaudern an einige derartige Abende! Ueberhaupt kann ich für meine Person mich nur an zwei Vorträge erinnern, von welchen ich und wahrscheinlich die meisten Zuhörer etwas profitierten.

In diesen Fällen erörterte ein Meister der Sprache und des Gedankens wichtige Episoden der Kriegsgeschichte und bot eine solche Fülle von Anregung, daß ich damals zum erstenmale wieder ein Buch zur Hand nahm und die Freude am geistigen Arbeiten wieder gewann. In jedem Regiment wird sich doch wenigstens e i n Offizier finden, der wirklich fesselnd zu sprechen vermag und auch Lust und Liebe zur Wissenschaft besitzt. Einen solchen Herrn lasse man Vorträge halten, nicht bloß über rein militärische Angelegenheiten. Und wenn dann auf diese Weise manche Anregung zum Selbststudium gegeben wird, wenn ferner die Bildungsstufe des Offizierskorps durch Neuorganisation der Kriegs-

[1]) Die betreffende Vorschrift bestimmt, daß der Verfasser entweder seinen V o r g e s e t z t e n die Arbeit vorzulegen oder Namen, Charge und Truppenteil bei der Veröffentlichung beizufügen hat. Kommentar überflüssig!

schule, wie ich im zweiten Kapitel vorschlug — in die Höhe geschraubt ist, dann wird auch der Drang nach sinnlichem Genusse von selbst sich verringern.[1])

Der Lieutenant weiß unter den heutigen Verhältnissen thatsächlich nicht, was er außerhalb der Kaserne eigentlich denken soll. Um sich zu unterhalten, läuft er allen Unterröcken nach, er beginnt zu spielen, zu trinken, kurz er sucht in natürlichem Bedürfnis Beschäftigung für seine Gedanken, welche der Beruf nicht auszufüllen vermag.

Daß nicht die Uniform, sondern nur die mangelhafte Vorbildung und der geisttötende Beruf an all den lebemännischen Neigungen schuld ist, beweisen am besten die Militärärzte. Die Herrn tragen auch den bunten Rock, sind aber doch auf die Weiberjagd und sonstige noble Passionen lange nicht so versessen wie die Offiziere. Die Aerzte arbeiten eben mit dem Kopf, die anderen aber nur mit den Beinen und Schenkeln.

Und wer mir nicht glaubt, obwohl ich aus Erfahrung spreche, der gehe in ein Gasthaus und mache die Probe, indem er sich abwechselnd neben Juristen, Aerzte, Professoren ꝛc. und auch Offiziere setze und ihre Gespräche belausche.

Von den erstgenannten Kategorien hört man meistens nur das vielgehaßte „Fachsimpeln," was aber immer doch bedeutend schöner ist als das von Offizieren beliebte Thema der Hunde, Pferde und Weiber. —

Ich glaube nun zwei Ursachen zum finanziellen Ruin des Offiziers nachgewiesen zu haben, nämlich die durch die kitzliche Stellung erzeugte große Gefälligkeit der Geldverleiher und die Langweile in außerdienstlichen Stunden.

Nun kommt die dritte Ursache und das ist nichts anderes als die Offiziersspeiseanstalt, worüber im nächsten Kapitel.

---

[1]) Das Sinken des geistigen Niveaus im Offizierskorps während der letzten Jahrzehnte kann niemand verborgen bleiben. Württemberg z. B. besaß früher auf den Gebieten der Wissenschaft und Litteratur hervorragende Männer unter seinen Offizieren — und heute? Der Verl.

4. Kapitel.

Die Offiziersspeiseanstalt.

Was ist die Offiziersspeiseanstalt oder wie ich der Kürze wegen sagen will, das Kasino?

Nach offiziellen Begriffen stellt es eine Einrichtung vor, welche Schulden im Allgemeinen und Wirtshausschulden im Speziellen hintanhalten soll. Das klingt doch hübsch und fürsorglich, nicht wahr? Und doch ist die Sache in Wirklichkeit ganz anders, wenigstens was die Schulden im Allgemeinen anbelangt.

Wenn es überhaupt staatlich genehmigte Schuldenzüchtungsanstalten gäbe, so stünden an ihrer Spitze als Mustereinrichtungen die Kasinos.

Dieselben bergen nämlich Schätze wie ein Hotel. Du kannst hier deinen Schoppen Wein um 25 Pf. trinken, aber auch die Flasche Sekt zu 9 Mark haben, man giebt dir hier Stinkatores zu 3 Pf. das Stück, desgleichen auch angeblich echt importierte Havanas à 30 Pf. und zwar alles — nun kommt der springende Punkt — auf Pump!!

Auf dem Tische liegen die Bons[1]) in hübschen Schalen, ein Bleistift daneben ladet freundlich zum Schreiben ein, die Wein- und Cigarrenkarte ist auch nicht weit weg, rings herum herrscht jener behagliche Luxus, wie ihn die eleganten Weinstuben aufweisen und da greift denn der junge Lieutenant — ach und wer war im Beginne der Zwanziger nicht leichtsinnig — zu Weinkarte, Bon und Bleistift und schreibt eine Flasche zu zwei Mark auf. Vielleicht finden sich ein Paar gleichgestimmte Seelen und so geht das Gelage los.

Prompt bringt die Ordonnanz für einen Wisch Papier den verlangten Wein so oft man es will. Mag auch der Schreiber dieses Wisches keinen Pfennig in der Tasche haben, mag der Vater des Schreibers bekümmert zu Hause sitzen und darüber nachdenken, ob er sich nicht zu Gunsten des Sohnes den geliebten Nachmittagskaffee ab-

---

[1]) Für die mit der edlen Pumpkunst weniger vertrauten Personen füge ich bei, daß ein Bon ein Zettel ist, auf den man die gewünschte Ware schreibt, Datum und Unterschrift beisetzt. Gegen diesen Wisch wird das Verlangte geliefert. Am Schlusse des Monats wird der Wert der Bons addiert und von der Gage abgezogen.

gewöhnen soll — was thut's? Das Kasino hat bei jeder Flasche Profit, wird bei großem Konsume fett und das ist nachgerade die Hauptsache geworden. Doch ratsch, ratsch ein ander Bild.

Der junge Lieutenant sitzt zu Hause und hat Besuch. Man ist gerade recht lustig und fidel, darum will man auch etwas trinken. Mit dem Gelde hapert es allerdings, aber das geniert nicht! Schnell ein Blatt aus dem Notizbuche gerissen, darauf geschrieben was man will — der Bursche eilt ins Kasino und kehrt bald darauf mit den fröhlich aneinanderklappernden Flaschen zurück.

Biederer Civilist, gelt du trinkst auch gerne Wein und doch thust du es nur alle heilige Zeiten. Bist du aber vielleicht deswegen so mäßig, weil du so tugendhaft zur Welt kamst. Das wirst du dir doch nicht einbilden.

Der Grund, weshalb du dich fest an Papa Gambrinus hältst, liegt darin, daß du in einem einfachen Bierhause ißt und alles, was du genießt, baar bezahlen mußt. Auf jeden Fall wird dir nicht lange gepumpt.

Und wenn du positiv an Bravheit mit dem heiligen Aloysius rivalisieren willst, so lasse dir sagen, daß auch der sparsamste Lieutenant durch das Kasino in pekuniäre Kalamitäten gestürzt und zwar, wenn man die Sache näher betrachtet, zu Ausgaben befohlen wird, die er absolut nicht leisten kann. Hier der Beweis:

Seit neuester Zeit liest man alle Augenblicke in den Blättern, daß irgendwo ein energisches Wort gegen den Luxus der Offiziere gesprochen wurde. Und unmittelbar darunter oder auch rückwärts bei den Telegrammen findet man als hochpolitische Nachricht die eigentlich für weitere Kreise sehr wurschtige Thatsache, daß der und der hohe Herr sich bei irgend einem Regiment zum Frühstück eingeladen habe.

Nun wandelt aber ein solch hoher Herr so wenig allein wie ein richtiger Planet, sondern hat etliche Trabanten oder, wie der Herr Wurstelhuber sagt, „Strapanzer" bei sich.

Der hohe Herr und sein Gefolge zahlen selbstverständlich nichts, auch wird bei solchen Gelegenheiten nicht Rindfleisch gegessen und Wasser getrunken. Die Folge davon ist, daß dem armen Lieutenant, der sich in weiser Sparsamkeit aus Weißwein und Sodawasser selbst seinen Sekt konstruiert hatte, am folgenden Ersten zu Gunsten des hohen Herrn und seines Gefolges zehn Mark und mehr abgezogen werden.

Das thut aber weh, sehr weh, wenn man mit Pfennigen rechnen muß!

Doch es braucht nicht einmal eine gar so arge Größe zu erscheinen!

Da ist Inspektion in irgend einer Garnison durch einen General.

Das Kasino des besichtigten Regiments giebt dem Ankömmling und seinen Adjutanten ein Diner, zu dem auch alle Honoratioren anderer Abteilungen und Behörden geladen werden.

Wer zahlt mit? Wieder der arme Lieutenant!

Ferner ist das Kasino der Ort, wo man am Kaiser-, Landesfürsten-, Regimentsinhaber-Tag, sowie womöglich noch an ein Paar Erinnerungstagen an Schlachten sein bißchen Geld auf Befehl los wird.

Wer sich noch nicht darüber klar ist, daß in der Einrichtung unseres Offizierstandes sehr Vieles faul ist, muß es sich werden, wenn er das Kasino an solchen Tagen festlich geschmückt betrachtet.

Alles atmet Wohlstand, Tafelaufsätze beladen mit Obst und Krachmandeln zieren die Tafel, die Sonnenstrahlen brechen sich in Batterien von Wein- und Champagnergläsern, schwersilberne Bestecke ruhen neben den fein gemalten Tellern, die kostbare Wäsche zeigt in großen protzigen Buchstaben die Initialen des Regimentsnamens, endlos dehnt sich die Speisekarte aus — Rheinsalm, Hühner, Wildpret und weiß Gott was paradieren darauf — die Musik spielt fröhliche Weisen — und die Teilnehmer an dieser Herrlichkeit?! Ist es das Ende des Monats, z. B. am Kaisertage, so hat von der ganzen Gesellschaft höchstens ein Drittel mehr als zwei Mark in der Tasche!

Solche Verhältnisse aber sind faul bis ins Mark. Der arme Lieutenant kann keine Fasanen bezahlen, also befehle man es ihm auch nicht. Denselben Dienst, wie die unsinnigen Diners, würde an solchen Tagen oder am Abend vorher eine einfache Reunion thun, wo jeder essen und trinken kann was er will. Die obligate Festrede wird hiedurch nicht hintangehalten.

Die Kasinos bedürfen also wie so manches andere dringend der Reform.

Nicht genug, daß durch die zum Schuldenmachen geradezu anspornende Bonwirtschaft und durch zwecklose Einladungen die finanziellen Verhältnisse der Offiziere derangiert werden, auch dem simpelsten Zweck, die Ausgaben für das Essen zu verbilligen,

erfüllt das Kasino in keiner Weise. All ihr verheirateten Offiziere und Civilisten, die ihr in bescheidenen Verhältnissen lebt, werdet zu Hause mit Suppe, Fleisch und Gemüse genug haben, ab und zu mag es auch Mehlspeise geben. Im Kasino aber wird täglich mindestens gereicht: Suppe, Rindfleisch mit zweierlei Gemüsen, Braten und Salat, am Sonntag kommt noch Mehlspeise hinzu.

Der Preis hiefür stellt sich allerdings nicht hoch, aber mit Rücksicht auf die schlechte Bezahlung des Lieutenants wird zu viel auf einmal geboten.

Ich glaube, es wäre viel vernünftiger, mittags nur einfachen bürgerlichen Tisch zu geben, dafür aber abends die zweite Fleischspeise unentgeltlich abholen zu lassen.

Der Preis würde hiebei durch das notwendige doppelte Feueranmachen sowie der höheren Forderung der Köchin wohl steigen, aber könnte immer noch nicht an die Auslagen des Wirtshausessens heran.

Jedoch auch bei derartigem Betriebe wäre eine Bedingung unerläßlich, um den Gefahren einer gemeinsamen Abfütterung junger, lebenslustiger Leute vorzubeugen: Auf Pump werden nur Bier, Tischwein und billige Cigarren verabreicht, alles andere müßte sofort bezahlt werden.

Am besten aber wäre es, mit dem gemeinschaftlichen Mittagstische überhaupt zu brechen. Man koche mittags und abends und jeder unverheiratete Lieutenant hat hier das Essen holen zu lassen; wo er es einnehmen will, ist seine Sache. Es könnte ja für solche Offiziere, die im Kasino freiwillig essen wollen, ein Lokal reserviert werden. Aber der Zwang wie er jetzt besteht, der Befehl: du gehst um halb ein Uhr ins Kasino und ißt dort, ist eines erwachsenen Menschen einfach unwürdig.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß alle Offiziere das Kasino meiden, wo sie können. Die Ursache hiezu liegt nur in dem schon erwähnten Zwange und ich bin daher fest überzeugt, daß der Aufhebung der Massenfütterung keine Thräne nachgeweint würde.

Nun höre ich schon wieder die ganz Gescheiten fragen: „Wo bleibt da die Pflege der Kameradschaft?“

Mit Vergunst: Sind etwa die verheirateten Offiziere schlechtere Kameraden?

Wenn das Zusammenhalten der Offiziere durch gemeinschaftliche

Menagierung künstlich aufrecht erhalten werden muß, dann lassen wir es doch lieber ganz sterben. —

Ich glaube nun im vorigen Kapitel und in diesem die Umstände, welche den Offizier zu höheren Ausgaben verlocken, ungefähr dargethan zu haben. Auf jeden Fall sind die Wege gezeigt, auf denen das Uebel heranschleicht.

Es erübrigt noch, um das Bild der Herkunft der Schulden zu vervollkommnen, auf Grund der Vorschriften klar zu machen, wie viel Gage der Lieutenant bezieht.

Das folgende Kapitel, zu dem ich die Herren Väter, welche es kaum erwarten können, bis ihr Sohn Offizier ist, ganz speziell einlade, wird die nähere Aufklärung bringen.

---

5. Kapitel.

Die Gageverhältnisse des Sekondelieutenants.[1])

Das Gymnasialabsolutorium ist vorüber und die verschiedenen Absolventenpapas werden von allen Seiten nach der Berufswahl des Sohnes gefragt. Zum Beispiel:

„Was wird denn Ihr Sohn, Herr Rat?“

Der geht zum Militär, da ist er am schnellsten versorgt.

„So, so, Herr Rat, versorgt hm, hm? Wissen Sie auch, was ein Lieutenant Gage hat?“

„Nein, genau nicht, aber ich glaube 1800 Mark.“

„Sehen Sie, Herr Rat, nehmen Sie mir es nicht übel, aber eigentlich sind Sie ein ganz gewissenloser Tropf. Sie schicken Ihren Sohn zum Militär und wissen gar nicht, ob der arme Teufel überhaupt dabei leben kann.“

[1]) Ich folge hier den bayrischen Verhältnissen, dieselben unterscheiden sich jedoch von denen im übrigen Reiche wohl nicht, da die Bezahlung die gleiche ist. Im Gegenteile dürften, nachdem das rechtsrheinische Bayern sich durch große Billigkeit der Nahrungsmittel auszeichnet, die Zustände außerhalb Bayerns noch schlechter sein.

Damit sei dieses hübsche und lehrreiche Gespräch beendet und ich will nunmehr dem verehrten Leser genau vorführen, was ein Lieutenant nicht nach dem Hirngespinste eines egoistischen Vaters, sondern nach den einschlägigen Bestimmungen, also in Wirklichkeit, Gage bezieht.

Unter den vielen Büchern, welche auf unser Heer Bezug haben, sind unstreitig die interessantesten: Die Friedensbesoldungsvorschrift und der Servistarif; denn darin steht genau, was die uniformierte Menschheit an Geld erhält.

Da ich aber dennoch annehmen muß, daß nicht jeder die zwei Büchlein kaufen will, werde ich die Bezüge des Lieutenants hier detailieren.

Die Gage des Offiziers setzt sich zusammen aus Gehalt, Wohnungsgeldzuschuß und Servis. Bei Generälen und besonderen Verwendungen gibt es auch noch eine Dienstzulage. Das Gehalt ist feststehend, Wohnungsgeldzuschuß und Servis wechseln nach Garnisonen, letzteres in diesen wieder nach Sommer- und Winterperiode (1. April bis 1. Oktober und umgekehrt).

Das Gehalt des Sekondelieutenants der Infanterie beträgt 75 Mk., sage f ü n f u n d s i e b e n z i g M a r k monatlich.

Bei Berechnung des Servises hat man 6 Arten[1]) zu unterscheiden. Nachdem die letzte derselben sich nur auf Orte bezieht, welche keine Garnisonen beherbergen, kann sie außer Betracht bleiben.

Auch die beiden bayrischen Unglücksgarnisonen Eichstätt und Sulzbach, die ohne jeden Grund allein im ganzen Königreiche zur IV. Klasse verdammt sind, lasse ich außer Betracht. Ich führe nur die Einnahmen der obersten und der thatsächlich niedersten Servisklasse, also A und III an.

Bei der Klasse A, welche auch den stolzen Namen „Berliner Servis" trägt, bezieht der Lieutenant an Wohnungsgeldzuschuß 35 Mk., an Servis im Winter 52.50 Mk., im Sommer 37.50 Mk., so daß er folgende Gage erhält:

Winter	Sommer
75.— Mk.	75.— Mk.
35.— „	35.— „
52.50 „	37.50 „
162.50 Mk.	147.50 Mk.

---

[1]) Servisklasse A. .I II. III. IV. V.

Nun höre ich schon die Biedermaier schreien: „Das ist ja eine herrliche Bezahlung für solch einen jungen Menschen."

Beruhigen Sie sich, meine Herrschaften, es gibt in ganz Deutschland recht wenige Garnisonen, welche den Vorzug des Berliner Servises aufweisen. Ich will die billigste von allen, nämlich München, herausgreifen und meine Betrachtungen daran knüpfen.

Für München, das wegen seiner Billigkeit das Dorado aller Pensionisten und Privatiers ist, wäre ja die Gage ganz hübsch, obwohl sie erbärmlich genug bleibt, wenn man bis zu seinem 36. Lebensjahre damit hausen und noch dazu die im vorigen Kapitel beschriebene Kasinowirtschaft mitmachen soll.

Es gibt aber andere Städte, welche theurer sind als München, z. B. Saargemünd, Dieuze, Würzburg ꝛc. und solche, in denen nicht billiger zu leben ist als in der Hauptstadt, z. B. Augsburg, Nürnberg ꝛc., und alle diese Orte haben niedrigeres Servis als München. Warum? Das weiß man bloß im Kriegsministerium und da vielleicht nicht einmal.

Doch zurück zu unserem glücklichen Münchener Lieutenant.

Er erhält also im Winter 162.50 Mk. Gage, davon hat er an Abzügen zu bezahlen

für Kleiderkasse	24 Mk.[1])
für Bibliothek-, Musik-, Repräsentations-, Fechtkasse, Offiziersunterstützungsfonds ꝛc. mindestens	6 Mk.
in Summa	30 Mk.

Nun kommt das wohllöbliche Kasino: Sagen wir, es wird pro Nase für den Mittagstisch 80 Pfg. bezahlt, so macht dies im Monat 80 × 30 = 24 Mk. Der Lieutenant ist durstig, trinkt ein Glas Bier zum Mittagessen, also 30 × 12 = 3.60 Mk., nimmt auch drei Cigarren à 8 Pfg., 30 × 24 = 7.20 Mk., also müssen im ganzen dem Kasino

	24.— Mk.
	3.60 „
	7.20 „
in Summa	34.80 Mk.

abgelassen werden.

[1]) Das ist das Minimum, siehe Friedensbesoldungs-Vorschrift Seite 38. Es genügt auch bei der jetzigen Gigerlhaftigkeit bei Weitem nicht mehr.

Somit fallen von der Gage 30 + 34.80 Mk. = 64.80 Mk. weg, es bleiben hiemit 162.50—64.80 = 97.70 Mk. Ein Lump ist doch dieser Herr Lieutenant gewiß nicht, über diesen Mustersohn könnte jede Mutter Freudenthränen vergießen.

Unser Musterknabe trägt den Restempfang von 97.70 Mk. fröhlich nach Hause, bezahlt seine Hauswirtin für die innegehabten zwei Zimmer — so viel muß er heutzutage mindestens haben — 30 Mk., alsdann giebt er seinem treuen Burschen und heimlichen Mitkonsumenten von Cigarren, Kaffee, Schnaps ꝛc. die wohlverdienten 4 Mk. und hebt den Rest von 63.70 Mk. sorgfältig auf.

Da kommt die Waschfrau und bringt die Wäsche benebst ganz ergebenster Bitte um 7 Mk., dann erscheint das Kontobuch des Droguisten, allwo Spiritus, Petroleum, Kaffee, Thee, Zucker, Kerzen, Zündhölzer, vielleicht auch eine Flasche Rum verzeichnet sind, abermals sind 10 Mk. flöten.

Jetzt meldet auch noch der Bursche, daß das Heizmaterial ausgegangen ist, also auch hier die üblichen 6 Mk. abgelassen.

Und siehe, die 63.70 Mk. sind in wenigen Stunden um 7 + 10 + 6 = 23 Mk. erleichtert.

Bei all diesen Ausgaben ist aber keine einzige überflüssige!

Nun, du guter Lieutenant, nimm die restierenden 40 Mk., bestreite dein Abendessen, dein Bier, gehe ins Theater, halte dir, wenn du nicht ganz versimpeln willst, eine Zeitung, kaufe dir auch ein Buch,[1]) lasse deine Handschuhe waschen, das Paar zu 15 Pfg., spare auch für ein in Aussicht stehendes Diner oder eine Kasinoeinladung und bedenke immer, daß du das gesegnete Berliner Servis beziehst.

So verhält sich die Sache im Winter, im Sommer wird sie noch schlechter, da die Bezüge um 15 Mk. sinken, also um vielmehr, als der Lieutenant für Heizung und Beleuchtung braucht.

Doch nun zur III. Servisklasse.

Hier stellen sich die Bezüge wie folgt:

	Winter.	Sommer.
Gehalt	75.— Mk.	75.— Mk.
Wohnungsgeldzuschuß	18.75 „	18.75 „
Servis	29.70 „	21.30 „
	123.45 Mk.	115.05 Mk. monatlich.

[1]) Kommt selten genug vor, und wenn es vorkommt, dann geschieht's auf Kredit. Die Buchhändler in Garnisonstädten wissen von den jahrelang offenstehenden Rechnungen ein Lied zu singen. Der Verl.

Die Abzüge sind im allgemeinen ganz die gleichen wie vorhin. In kleineren Städten ist meistens nur die Wohnung billiger, die Nahrungsmittel haben fast immer höhere Preise als in der großen Stadt. Infolge dessen können wir die Ausgabe für die Miete auf nur 20 Mk. ansetzen, die Sache im übrigen gleich lassen.

Somit stellt sich die Sache wie vorhin:

	Ausgaben:		Einnahmen:
Kleiderkasse	24.—	Mk.	123.45 Mk.
Diverse Abzüge	6.—	„	
Kasino . . .	34.80	„	
Wohnung . .	20.—	„	
Bursche . . .	4.—	„	
Wäsche . . .	7.—	„	
Droguist . .	10.—	„	
Heizung . .	6.—	„	
	111.80	Mk.	

bleiben somit 11 Mk. 65 Pfg.

Damit bestreite alles das, was man für Abendessen, Bier, Handschuhwaschen 2c. ausgeben muß, spare auch noch für den Kaiser- oder Prinzregententag, oder für einen in Aussicht stehenden General nebst Gefolge!

Wie man das fertig bringt, ist das Geheimnis all derjenigen, die in jenen Orten sitzen, welche auf der Mittelgrenze zwischen Stadt und Land balancieren.

Diese ländlichen Verhältnisse haben aber ihr Gutes. In einem solch kleinen Ort weiß man ziemlich genau, welcher Lieutenant eine Zulage bezieht und wie hoch sich dieselbe beläuft. Da giebt es denn gar manche barmherzige Wirtin, die vom Lieutenant für einen Kalbsbraten um zehn oder zwanzig Pfennige weniger verlangt, als von einem wohlsituierten Schreinermeister.

Die gute Frau weiß, wie hart der junge Mann da zu sorgen hat, am liebsten würde sie ihm das Stück Fleisch schenken, aber das geht nicht; er ist zwar ärmer als der Handwerksbursche, denn dieser kann doch wenigstens nach Verdienst suchen; der Lieutenant hingegen muß hungern oder Schulden machen, mag er wollen oder nicht. Gelderdienende Arbeit giebt es für ihn nicht, Stundengeben u. s. w. paßt nicht für den ersten Stand, denn der Schein nach außen muß immer gewahrt

werden. Aber diese äußere Politur ist gefährlich, die Wahrheit kommt doch an den Tag und je länger sie hinter widersinnigen Schranken gehalten wird, um so mächtiger bricht sie hervor.

Man täusche sich darüber nicht, daß die Geldnot das fruchtbarste Erdreich für die Unzufriedenheit ist und deshalb die letztere längst schon in die Offizierskorps Eingang gefunden hat. Freilich, die Herrn Generäle sehen nur den äußern Schein, sie freuen sich der gebogenen Nacken, aber bedenkliche Gesichter würden sie schneiden, wenn sie alles das wüßten, was in den Kasinos ꝛc. gesprochen wird. Die Sozialdemokraten, namentlich der geistreiche Herr von Vollmar, dessen Detailkenntnisse des militärischen Wesens geradezu staunenswert sind, haben schon längst aufgehört, als die bösen Störenfriede angesehen zu werden.

Aussprüche wie: „Die Sozialdemokraten haben ganz recht. Jeder vernünftige Mensch, der Sozialdemokrat sein *darf*, muß es heutzutage sein," sind so häufig wie die Brombeeren.

Ich sehe hier von der ethischen Pflicht, die geleistete Arbeit richtig zu bezahlen, ganz ab, vielmehr möchte ich für den Staat ganz eigennützige Gründe ins Treffen führen: Glaubt man, daß die fortwährende Sorge unseren Offizieren körperlich gut bekommt, glaubt man, *daß das Lavieren mit den Gläubigern, das Gebrauchen von Notlügen den Charakter erhöht?*

Sehen wir uns nur um. Die Folgen der Verhältnisse, wie ich sie in den letzten drei Kapiteln schilderte, kann man ja jeden Tag mit eigenen Augen beobachten:

1. *Verkümmerte, durch und durch nervöse Offiziere.*
2. *Selbstmordkandidaten.*
3. *Verkuppelungen.*

Die ersten beiden Punkte werde ich vielleicht ein andermal, wenn mir das nötige Material aus den von Offizieren so häufig besuchten Nervenheilanstalten zugänglich ist, besprechen. Punkt drei aber will ich im 13. Kapitel getreulich besprechen.

6. Kapitel.

Der alte Lieutenant. Ueberflüssige Stellen und Ausgaben.

Die Illusionen sind dahin, der Dienst ist langweilig zum Sterben, man kennt ihn von vor- und rückwärts, selbst die Freude über den nach etwa zehnjähriger Dienstzeit endlich errungenen Stern kommt nicht recht auf, weil der Neubeförderte mit Bitterkeit immer daran denkt, daß er jetzt nur um 15 Mark monatlich, sage f ü n f z e h n M a r k, mehr erhält. Die Studiengenossen sind längst Amtsrichter, Professoren, Aerzte und beziehen mindestens dreitausend Mark im Jahre. Mancher derselben hat sich schon einen Hausstand gegründet, und zwar größtenteils mit eigenem Gelde und nicht dem des Schwiegervaters.

Aber so weit versteigen sich die Wünsche des alten Lieutenants nicht! Wenn er nur a l l e i n leben könnte, wenn es ihm als zweiunddreißigjährigem Manne nicht fast jeden Monat passieren würde, irgendwo fünf Mark erbitten zu müssen. Wie oft ist er schon schamrot dabei geworden! Aber das müssen Sie nicht wieder thun, Herr Lieutenant! Das Rotwerden können Sie getrost anderen Leuten überlassen, denen ich es vielleicht ad oculos demonstrieren werde.

Die Sorge, welche den jungen Lieutenant schon drückte, wuchs mit den Jahren. So lange der Vater noch lebte und eine Zulage von 20 Mark gab — a c h u n d w i e v i e l e I n f a n t e r i e - L i e u t e n a n t s h a b e n ü b e r h a u p t e i n e s o l c h e! — ging es ja noch. Aber seit diese spärliche Quelle versiegte, seit der Vater für immer die Augen schloß, ist die Sorge der tägliche Gast des Offiziers.

Schulden drücken ihn von früher her, so oft ein Brief kommt schauert er zusammen; vielleicht wieder eine Mahnung oder gar eine Drohung! —

Man glaube nicht, daß ich übertreibe. Neunzig Prozent all unser unverheirateten Infanterie-Premierlieutenants befinden sich in dieser Lage.

Die Herrn sind aber in einem Alter, wo man Betrachtungen anstellt und allmählich aufhört, sich vom Scheine blenden zu lassen. Wenn z. B. der Herr Oberst mit seinen zehntausend Mark jährlich Sparsamkeit empfiehlt, so kann man sehr oft ein bitteres Lachen auf einzelnen Ge-

sichtern beobachten, das so viel heißen will als: „Du kannst leicht reden.“ Und wenn der ältere Offizier, sagen wir am Kaisertag, der ja auf den Schluß des Januars fällt, all die Pracht im Kasino sieht, so kommt ihm vielleicht derselbe Gedanke, welchen ich im vierten Kapitel aussprach, daß fast die ganze Gesellschaft auf Pump dasitzt und daher doch einiges im Offiziersstande faul sein muß.

Die Thatsache, daß der Lieutenant zu schlecht bezahlt ist, bestreitet niemand und darum sollte man doch meinen, daß die ihre Offiziere so warm verteidigenden preußischen Kriegsminister Schritte zur Abhilfe thun.

Aber beileibe nicht!

Vor etlichen Jahren, als ein sehr bismarckzahmer Reichstag bei einander saß, brachte man allerdings eine Gehaltsaufbesserung der Lieutenants ein, da man aber fürchtete, sie könnte bewilligt werden, präsentierte man zu gleicher Zeit eine Erhöhung der Hauptmanns- und Majorsgehälter; denn das wußte man sicher, daß das Letzte und mit ihm das Erste durchfiel.

Seit jener Zeit wurden fast alle im Staatsdienste Stehenden aufgebessert, die Herrn Minister selbstverständlich voran, nur der Lieutenant nicht.

Und die Sache wäre gar nicht so arg teuer, wenn man Alterszulagen von fünf zu fünf Dienstjahren einführen würde.

Als ich noch die Ehre hatte, aktiv zü sein, fragte ich einmal einen klugen, klaren Kopf, warum wir denn gar so elendiglich bezahlt werden.

Da stützte der Gefragte das Kinn in die Hand, blinzelte mich an und sagte: „Sehen Sie, einer der Schulden hat, läßt sich lieber totschießen, als einer mit Obligationen im Kasten.“

Ich bin jedoch anderer Ansicht; der Grund, weshalb die Aufbesserung des Lieutenants nicht gewünscht wird, liegt daran, daß die Abgeordneten mit Fug und Recht eine Erhöhung der Ausgaben für militärische Zwecke verweigern, aber zu Gunsten der Subalternoffiziere eine gründliche Revision der Hafersäcke der Generalität vornehmen könnten.

Es giebt allerdings einen schönen Spruch: „Die Ehre, Offizier zu sein, ist unbezahlbar.“ Aber es ist doch eigentümlich, daß gerade die Herrn, welche die meisten Ehren haben, die Generäle, bei dem Anblick der vielen Hundertmarknoten, die sie all-

monatlich einstecken, nicht das geringste Unbehagen, nicht einmal so etwas wie Uebersättigung empfinden.

Und wird die hohe Bezahlung der Herrn Generäle mit der großen Verantwortung im Felde gerechtfertigt, so möchte ich doch daran erinnern, daß dieselbe extra glänzend honoriert wird, wie die kolossalen Dotationen (die füglich Beutegelder genannt werden sollten) vom Jahre 1871 schlagend beweisen.

Um nun nicht bloß Behauptungen aufgestellt zu haben, möchte ich auch noch die Beweise für dieselben herbeibringen.

Ich folge hier dem Hauptetat der Militärverwaltung des Königreiches Bayern für das Etatsjahr 1893/94. Die Verhältnisse im übrigen Reiche sind ganz ähnlich, da ja die Gehaltsverhältnisse in ganz Deutschland die nämlichen sind und sich auch in Preußen gerade so überflüssige Stellen finden wie innerhalb der weißblauen Pfähle. Seite 42 des genannten Etats steht zu lesen, daß je ein kommandierender General 12000 Mk. Gehalt, 18000 Mk. Dienstzulage (die Zulage ist also höher!!) freie Wohnung, Mobiliarausstattung und Feuerungsmaterial bezieht. Hinzu kommen noch 8 Fourageratione n. Das macht im ganzen etwa eine Einnahme von 37000 Mk. aus, also ungefähr die Renten einer Million. Braucht das ein solcher Herr? Hierauf giebt es nur ein großes Nein.

Nun kommen die Divisionskommandeure mit je 12000 Mk. Gehalt, 4500 Mk. Dienstzulage, 6 Fourageratione n, Servis und Wohnungsgeldzuschuß. Letztere betragen in München zusammen 2814 Mk. jährlich, in Augsburg, Würzburg und Nürnberg 2172 Mk., in Landau 1656 Mk.

Also bezieht ein Divisionär in Summa etwa 20000 Mk. jährlich. Braucht das ein solcher Herr, der keine Repräsentationspflichten hat, auf Inspektionsreisen Tagegelder bezieht? Auch hier giebt es nur ein großes Nein.

Auch die Brigadekommandeure sind viel zu hoch bezahlt, da einer derselben durchschnittlich auf 13000—14000 Mk. kommt.

Das Interessanteste ist aber eine Untersuchung der vielen einträglichen Stellen, welche als Sinekuren für die Generalität reserviert scheinen.

Vielleicht findet sich ein Abgeordneter, der die Angelegenheit näher betrachtet und ein kräftiges Wort darüber spricht; darum hier einige Anhaltspunkte:

Da existiert ein Präsident des Generalauditoriats, welcher nach

Seite 38 des Etats 9000 Mk. Gehalt, 2814 Wohnungsgeldzuschuß und Servis, sowie 2 Fouragen bezieht, in Summa also gegen 12 600 Mk. jährlich. Diese Ausgabe ist aber vollkommen überflüssig, die Geschäfte dieses Generals könnte ganz gut der Kommandierende zu München übernehmen und den Vorsitz am Militärbezirksgericht dem Divisionär überlassen.

Ferner möchte ich auf den Chef des Ingenieurkorps und Inspekteur der Festungen hinweisen. Derselbe hat genau die gleichen Einnahmen wie ein Divisionär (abgesehen von 2 Rationen weniger), kostet also pro Jahr 20 000 Mk. Ob nun die 2 Bataillone Pioniere, die Festung Ingolstadt und der alte Kasten Germersheim einen besonderen General als Chef und Inspekteur brauchen, bezweifle ich doch etwas.

Wenn aber doch absolut ein solcher da sein muß, dann verweise ich auf Ingolstadt, wo von drei Generälen zwei überflüssig sind.

Hier befinden sich nämlich ein Gouverneur, ein Stadtkommandant und ein Brigadier. Ich glaube, daß man, ohne das biedere Ingolstadt in seiner Eigenschaft als Festung herabzudrücken, den Gouverneur zum Chef der Pioniere ꝛc. machen, den Stadtkommandanten ganz verschwinden und lediglich den Brigadegeneral mit einem Generalstabsoffizier, der im Fortifikationswesen Bescheid weiß, und zwei Adjutanten, einen für das Gouvernement und einen für die Brigade belassen könnte. Auch einen Platzmajor braucht man vielleicht zur Revision von alten Cylindern, Strohsäcken, Wachtmänteln ꝛc. Der jetzige Apparat würde hiemit um 2 Generäle vereinfacht, was die sehr ansehnliche Ersparnis von dreißigtausend Mark ausmacht. Die Richtigkeit meiner Annahme beweist die Festung Metz. Hier liegen gegen 20 000 Mann, wovon mehrere Tausend auf den entlegenen Forts, und doch braucht Metz in Bezug auf Festungsdienst keinen größeren Apparat an Generälen als Ingolstadt, wo höchstens 6000 Mann und zwar alle innerhalb der Kernumwallung untergebracht sind.

Auch drüben in Germersheim befindet sich ein General als Kommandant, der vielleicht selbst nicht weiß, warum er da ist und seine Geschäfte ganz gut dem dortigen Regimentskommandeur überlassen könnte.

Hier wären wieder an elftausend Mark einzusparen.

Diese Gouverneurs- und Kommandantenposten werden gewöhnlich mit der Notwendigkeit im Mobilmachungsfalle verteidigt. Das Wort „Mobilmachung" erfüllt die Abgeordneten mit einem geheimen Schauder und macht sie sofort mundtot. Nachdem ich aber als ehemaliger Bezirksadjutant drei Jahre lang viel mehr in der Mobilmachung ar-

beiten durfte als mir lieb war, so empfinde ich selbstverständlich auch nicht das geringste Gruseln.

Bei Grenzfestungen allerdings müssen schon im Frieden die Gouverneurs- und Kommandantenposten besetzt sein, damit sofort mit der Oertlichkeit vertraute Personen vorhanden sind.

Ganz anders verhält sich aber die Sache in Germersheim und in Ingolstadt.

Die Mobilmachungsordren erfolgten 1870 wie männiglich bekannt zwischen 15. und 17. Juli und obwohl die Deutschen mit beispiellosem Erfolge fochten, so dauerte es etwa einen Monat bis sie da standen, wo sich jetzt die französische Grenze hinzieht. Also wollen wir doch hoffen, daß die Franzosen nach Germersheim, das bekanntlich ungefähr in der Linie des deutschen strategischen Aufmarsches liegt, auch gegen dreißig Tage brauchen werden.

In dieser Zeit aber kann sich ein neuernannter Kommandant doch gründlich orientieren. In Ingolstadt liegt die Sache noch günstiger, da vor seinen Mauern der Feind doch erst zwei Monate nach dem Tage der Kriegserklärung eintreffen kann.

Ein nicht ganz uninteressantes Kapitel bietet auch die Betrachtung, ob Kriegsakademie, Artillerie- und Ingenieurschule, sowie Kriegsschule nicht von einem Offizier geleitet werden könnte. Ich glaube, daß dieses ganz gut ginge, somit abermals 10000 M. zu erübrigen wären.

Mit diesen Andeutungen möge es genügen. Wir wollen jetzt noch eine andere Einnahmequelle der Generalität betrachten, nämlich die Tagegelder.

Ein Brigadegeneral, der sich z. B. sechzig Tage lang auf der Aushebungsreise befindet, erhält neben seiner Gage täglich 17 M. 50 Pf., in Summa also 1050 M.

Nun braucht aber ein solcher Herr, da er meist in kleinere Orte kommt und auch nicht besonders splendid ist, pro Tag inklusive Fahrt höchstens 10 M.

Also bleiben etwa 450 M. übrig.

Die Art und Weise, wie oft mehr Tage als nötig angesetzt werden, will ich mit dem Schleier christlicher Nächstenliebe überdecken.

Endlich kommen wir noch auf eine Erscheinung, die merkwürdiger Weise von den Kriegsministern immer verteidigt wird, obwohl sie eigentlich zur Generalswürde gar nicht paßt.

Man soll es nämlich gar nicht glauben, zu was ein Pferd alles gut ist, nicht bloß wenn man es hat, nein auch wenn man es nicht besitzt.

Jeder rationsberechtigte Offizier kann die Fouragen in natura oder in Geld beziehen. Daran läge nun nichts, wenn die Entschädigung nur für solche Pferde gegeben würde, die wirklich vorhanden sind. Aber das Geld wird gemäß der zustehenden Rationen bezahlt, gleich wieviel Vierfüßler vorhanden sind.

Z. B. hat ein Brigadekommandeur auf 5 Rationen Anspruch. Die wenigsten der Herrn, die ja nicht mehr jung sind, halten sich so viele Tiere, drei ist die Normalzahl.

Was also die zwei nicht vorhandenen Pferde fressen würden, konsumiert, selbstverständlich nicht in Heu, Stroh und Hafer, sondern in blanken Goldstücken, der Herr General oder die Schneiderin seiner Frau.

In gutes Deutsch übersetzt heißt das nichts als eine Zulage von mehreren hundert Mark zu dem an sich sehr hohen Gehalt.

Je höher es hinaufgeht um so mehr Pferderationen stehen zur Verfügung[1]) und um so lukrativer wird das Geschäft.

Alles in Allem betrachtet, wäre in der kleinen bayrischen Armee eine Ersparung von 100000 M. an den Generälen sehr leicht möglich, würde man noch andere Luxusausgaben wie diejenigen für die Hartschiere, welche gegen 200000 M. jährlich kosten, streichen, so könnte der Lieutenant, ohne den Säckel des Steuerzahlers irgendwie zu inkommodieren, aufgebessert werden.

Gerade jetzt haben wir in Preußen wie in Bayern zwei kluge Herrn als Kriegsminister und darum bin ich so frei, mich direkt an dieselben zu wenden:

„Sehen Sie, Excellenzen, ich nähere mich Ihnen geistig auf die vorgeschriebenen zwei Schritte und bitte Sie, das Ballkleid einer Dame anzusehen. Oben in der Gegend, wo das anfängt, was unter die verfängliche Rubrik „Reize“ fällt, ist Stoff weggeschnitten und unten dafür wieder angesetzt. Machen Sie es auch so, schneiden Sie Ihren guten Freunden ein tüchtiges, entbehrliches Stück ab und verlängern Sie damit den kurzen Geldbeutel des Lieutenants. Seien Sie versichert, daß die Armee keinen Schaden dabei leidet und glauben Sie mir, der ich doch als schüchternes Pensionisterl gewiß uneigennützig bei der

---

[1]) Divisionär 6 Rationen, kommandierender General 8 Rationen.

Sache bin, die Generäle werden dabei an Ansehen nur profitieren. Jetzt fällt manches Wort, worüber die Herrn sich vor Verlegenheit die Augen wischen müßten, wenn es ihnen zu Ohren käme, das Traurige aber ist, daß sie kein stichhaltiges Wort zu ihrer Rechtfertigung vorbringen könnten."

---

7. Kapitel.

Die Pensionierungen.

Gottlob in einem Alter von 37 Jahren nach achtzehnjährigem, größtenteils schwerem Leiden wird der Lieutenant endlich Hauptmann. Er hat somit eine Stufe erreicht, wo man als Junggeselle ohne pekuniäre Sorgen leben kann. Freilich so arg viel bleibt nicht; denn die seit Jahren nach Bezahlung lechzenden Gläubiger dringen nun energisch auf Bezahlung.

Auch der Verheiratete atmet momentan freier. Das Vermögen der Frau ging in der langen Lieutenantszeit fast zur Neige und das, was einst der Schwiegervater unter Sorgen ersparte, wo ist es? In alle Winde zerstreut! Was vielleicht die Schweißtropfen von Dezennien errangen, schmolz in wenigen Jahren dahin.

Die pekuniäre Sorge wäre also in ihrer schlimmsten Gestalt überstanden, aber eine andere nicht weniger unheimliche stellt sich ein, nämlich diejenige um die Stellung.

Der Lieutenant fürchtet die große Säge, welche jeder Vorgesetzte unsichtbar neben sich trägt, noch sehr wenig; er weiß, daß sie auf ihn nicht dressiert ist. Doch schon beim Anblicke eines Hauptmannes wackeln lüstern ihre Zähne, in Ansehung eines Stabsoffizieres fängt sie vor Vergnügen an zu knirschen, dann verstummt sie wieder stufenweise je höher es hinaufgeht. Gar nicht aber wagt sie sich hervor gegenüber jenen glücklichen Sterblichen, welchen in ihre fürstlichen Wiegen gütige Feen ein selbstverständlich enormes Feldherrntalent als Gabe legten.

Ach der Hauptmann, dessen Geburt weder unter den Telegrammen, noch unter dem lokalen Teile unserer Blätter stand, der keine Exzel-

lenzen zu Vettern und Basen hat, weiß nur zu gut, daß er auf seinem Pferde viel lockerer sitzt als der kleine Alfonso auf dem Throne von Spanien.

Der erfahrene Offizier kennt genau die ganz unberechenbaren Zufälligkeiten, von welchen er abhängt.

Heute noch kann er bei seinem Regiments-Kommandeur persona gratissima sein, und morgen fällt er durch irgend einen Klatsch oder unliebsames Vorkommnis in Ungnade.

Oder es tritt unter den bisher wohlwollenden Vorgesetzten ein verhängnisvoller Wechsel ein, der dem bisher gut angeschriebenen Offizier die Stellung kostet.

Der Untergebene ist nämlich beim Militär seinem Vorgesetzten auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, er ist nichts als ein wehrloses Spielzeug. Das Recht, auf das er pochen kann, ist soviel wie Null.

Die Vorgesetzten nehmen die Stellung absoluter Herrscher ein, unter denen hie und da viel unbehaglicher zu leben ist als unter dem ab und zu nach Sibirien einladenden Väterchen. Das Beschwerde-Recht[1]), welches dem Offizier zusteht, erscheint auf den ersten Blick schon so einladend, daß jeder sich lieber etwas gefallen läßt als von ihm Gebrauch macht. Sogar der bayrische Kriegsminister von Asch hat in der bayrischen Kammer am 30. November 1893 dem Abgeordneten von Vollmar selbst zugegeben, daß die Beschwerdevorschrift der Offiziere „ziemlich kompliziert“ ist (Stenogr. Bericht Seite 700), was doch mehr sagt als ein paar Bände.

Ganz besonders aber ist der Offizier seinen Vorgesetzten ausgeliefert bezüglich seiner Existenz. Hier giebt es überhaupt kein Recht, sondern nur ein despotisches: „Maul halten und Abschiednehmen.“

Den Civilisten, — die Militärs wissen ja selbst, wie bitter meine Behauptungen der Wahrheit entsprechen — scheint so etwas doch nicht ganz möglich und darum will ich ein paar Beispiele aus dem Leben greifen.

---

[1]) Siehe die kleine treffliche Broschüre: Die Mißbräuche der militärischen Dienstgewalt und das Beschwerderecht von ***. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart. Allen Offizieren angelegentlichst zu empfehlen! Auch Civilisten können daraus lernen, wie das militärische Beschwerderecht in Wirklichkeit aussieht. Die neueste Beschwerdevorschrift vom 30. März 1895 ändert hieran nichts, da sie in den wesentlichen Punkten keine Verbesserung aufweist, sondern größtenteils eine unveränderte Kopie der alten ist. Es soll sich eben niemand beschweren.

In einer Stadt am Moselstrande schwang Ende der achtziger Jahre ein gar lieber, freundlicher Herr über ein bayrisches Regiment das Scepter, an das wohl alle, die es zu spüren bekamen, zeitlebens denken werden.

Der Oberst besaß unter seinen Hauptleuten einen guten Freund, der Pferdekäufe ab und zu vermittelte und außerdem nannte er noch ein edles Roß sein eigen, das auf den schönen Namen „Bürschl" hörte. Bürschl war nun sehr alt und die Last seiner Jahre drückte ihm nur zu häufig am hellen Tage die Augen zu.

Diesen Rosinanterich wollte der Oberst verkaufen; daher wandte er sich an den schon erwähnten Freund und verlangte „bloß" 1000 M. als Kaufpreis. Der Kapitano, wohl wissend, daß Bürschl mit zweihundert Mark äußerst nobel bezahlt sei, lachte seinen Herrn und Meister direkt aus. Von da ab hatte der Hauptmann ein Hundeleben, Nasen setzte es auf Nasen und wer weiß, was passiert wäre, wenn nicht die rächende Nemesis auch den Herrn Oberst erreicht hätte.

Ein anderer Kompagniechef, weitaus der Beste im Regiment, wurde unter dem Herrn Regimentskommandeur in der verdienten Weise geschätzt. Doch leider ging unser allgemein verehrter Oberst in Pension und seine Stelle nahm der erwähnte Bürschlbesitzer ein.

Dieser konnte nun just den Besten der Kapitäns nicht leiden. Nörgeleien waren an der Tagesordnung, der Hauptmann hatte Jammertage und alle seine vorzüglichen Leistungen halfen nichts.

Weil aber in diesem Falle der Oberst doch zu schwer Gründe reinmilitärischer Natur für die beabsichtigte Pensionierung vorbringen konnte, so wurde ein anderes beliebtes Argument hervorgeholt: der Hauptmann wurde als zu alt für weitere Beförderung erachtet. Die Folge blieb nicht aus; denn der Betreffende, der noch zehnmal felddiensttauglicher war als der Oberst, verschwand wirklich von der Bildfläche.

In einem gar arg frommen Neste am Donaustrande, das seine geistige Nacht vergebens durch elektrisches Licht zu maskieren bemüht ist, vegetieren ein paar Hundert Reiter und mit ihnen einige Offiziere. Unter den letzteren befand sich auch ein braver, ehrenwerter Rittmeister, welcher der fleißigste seiner Kameraden war, ohne hierdurch seine Untergebenen zu quälen — aber o Jammer, er verstand nicht zu schwadronieren, trug kein Monocle, war überhaupt das nicht,

was die Dummheit, welche ab und zu von Norden herabweht und unsere geraden, süddeutschen Ansichten zu vernichten droht, schneidig nennt.

Nun waltete um jene Zeit in einer uralten Reichsstadt am Lechufer ein gar schneidiger General seines schweren Amtes und reiste daher auch öfter in das schon genannte Donaunest zur Inspizierung.

Der Herr General tragen ein Monocle, der Rittmeister, wie bemerkt, keines, der Herr General verstehen burschikos zu sein, der Rittmeister nicht. Kurz, der letztere wurde pensioniert. Warum? Das wird der gütige Leser ohne weitere Mithilfe erraten.

Doch ratsch, ratsch, ein ander Bild!

Der etatsmäßige Stabsoffizier im gleichen Regiment wurde um dieselbe Zeit etwa wie der Rittmeister „gegangen" und an seine Stelle trat ein anderer Major.

Der Neuernannte war kaum ein Jahr in seiner Stellung als das ganze Nest zischelte: „Der Divisionär kommt. Major N. wird attakiert."

Und so war es. Als ich den General mit seinem rot ausgeschlagenen Mantel an meinem Fenster vorüberfahren sah, dachte ich unwillkürlich an einen Scharfrichter.

Die Attacke fand denn auch statt; wer aber bei einer solchen, wenn sie zwischen einem Generallieutenant und einem Major stattfindet, umgeritten wird, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Allerdings muß ich beifügen, daß man allgemein sagte, daß der wahre Macher dieser Pensionierung nicht der Divisionsgeneral, sondern auch wieder der vorhin schon erwähnte Monoclemann war..

Ich hatte schon viel Liebes und Gutes über diesen kleinen Herrn gehört und darum beschloß ich, mir ihn einmal anzusehen. Infolgedessen ging ich bei seiner nächsten Ankunft in den Gasthof, in welchem er abzusteigen pflegte, um meine Beobachtungen anzustellen und zu sehen, ob die sehr kräftigen Kritiken, welche seitens der Offiziere über den General zu hören waren — mich selbst ging er nichts an — auch ihre Berechtigung hätten.

Der kleine Mann kam eben von Paris, wo man einen alten tapferen Veteranen, der sogar unter der Lotterwirtschaft des zweiten Kaiserreiches seine Ehrenhaftigkeit bewahrte, den Marschall Mac Mahon, begraben hatte.

Nun sollte man doch glauben, daß ein gebildeter Mensch, der eine

Reise mit solchen Eindrücken unmittelbar hinter sich hat, etwas Interessantes zu erzählen weiß.

O ja, der Herr General besaß schon Erinnerungen, aber viel weniger an die letzten Ehren, welche man dem toten Marschall erwiesen hatte, als an die bekannte Chansonnetten-Sängerin Yvette Guilbert! Und all die hübschen Sachen, welche den anwesenden Offizieren unter deren submissestem Lächeln vorgetragen wurden, würzte der Erzähler, der verheiratete, grauhaarige General mit schlechten Witzen über die Fesseln der Ehe.

Wer sich als reifer Mann in hoher Stellung so weit vergißt, daß er das eigene eheliche Verhältnis auf der Bierbank, noch dazu in einem öffentlichen Lokale, herumzieht, der ist nach meiner Ansicht nicht ernst genug, um über das Wohl und Wehe ganzer Familien zu entscheiden.

Das Traurige ist, daß solche Leute weiter und weiter avancieren und sich ihre Machtbefugnisse immer mehr vergrößern.

Einen schlagenderen Beweis für die mangelhafte Personalkenntnis „höheren Ortes" giebt es wohl nicht!

Um die Mitte der achtziger Jahre ferner wirkte in einer gewissen Donaufestung ein General, den auch keiner, der unter ihm diente, vergessen wird. Derselbe unterschied sich von einem Heerführer der friedericianischen Zeit nur durch die Uniform, seine taktischen Anschauungen hätten recht gut dorthin gepaßt. Kommandierte er doch an seine drei Regimenter starke Brigade Gewehrgriffe 2c.

Mit Vorliebe chikanierte er seine Untergebenen. Langsam ritt er an ein Bataillon heran, drangsalierte den durch seine Sorge um Frau und Kind zum Stillschweigen verdammten Kommandeur so lange, bis dieser außer Rand und Band war, dann wendete der Herr General sein Roß und ritt höhnisch lächelnd und stolz auf das Heldenstücklein, das er als Vorgesetzter so leicht vollbringen konnte, zur allgemeinen Freude von dannen.

Wenn dieser „Feldherr" das Uebungsfeld betrat, wurde vom Obersten bis zum Lazaretgehilfen alles hochgradig nervös.

Nichts konnte erwartet werden, die Leute wurden niederträchtig abgehetzt, die Offiziere, vom Hauptmann aufwärts, glaubten, mit einem Fuße im Grabe der Pension zu stehen, kurz es trat jener Zustand ein, den man „gespannt bis zum Platzen" bezeichnet.

Die Folgen solcher unhaltbarer Zustände zeigten sich auch glänzend.

Wer von den Stabsoffizieren Vermögen besaß und vernünftig war, ging in Pension, die anderen mußten sich weiter chikanieren oder zwangsweise abdanken lassen.

Der Herr General erhielten, wohl mit Rücksicht auf seine Verdienste um den steuerzahlenden Bürger, bei seinem Abschied den schönen Titel: Exzellenz!

Am besten illustrieren die rücksichtslose Art und Weise, in welcher pensioniert wird, meine eigenen militärischen Reminiszenzen. Vom Jahre 1884 bis zum Jahre 1891 hatte ich 6 verschiedene Kompagniechefs, dieselben sind heute sämtlich pensoniert. In der gleichen Zeit hatte ich 9 Bataillonskommandeure, von diesen ist nur ein einziger — und zwar nach meiner und noch verschiedener Leute Ansicht, der wenigst Tüchtige — Regimentskommandeur geworden.

Ferner macht einer derselben noch aktiven Dienst, die anderen sieben, lauter kräftige, kerngesunde Männer kann man als Pensionisten herumwandern sehen.

Das sind Verhältnisse, die nicht normal sind, und im Laufe der Zeit zu sehr unliebsamen Erfahrungen führen müssen.

Wie der Lieutenant wegen der Unmöglichkeit mit seinem Gelde auszukommen erbittert ist, so tragen die andern Offiziere Groll im Herzen, weil ihre Stellung wie so eine Art Gnadenbrot sich ausnimmt, das der Vorgesetzte verabreicht.

Nun wird mancher, der in die militärischen Details nicht eingeweiht ist und in einem Pensionisten nur den beneidenswerten Nichtsthuer erblickt, sich wundern, daß ich wegen der Verabschiedungen so ein großes Geschrei aufschlage.

Mit dem „tant de bruit pour une omelette" sind die Leute ja gleich bei der Hand, wenn sie den heißen Eierkuchen nicht selbst essen müssen. Wer aber die Konsequenzen einer Pensionierung gesehen hat oder nur nachzufühlen vermag, der weiß, daß hier der ganze thränenreiche Ernst des Lebens zur Geltung kommt.

Die freundliche Mitteilung, welche das Signal „zum Abtreten vom Schauplatze" giebt, heißt auch bei uns der blaue Brief, obwohl sie auf unschuldig weißes Papier geschrieben — nein, wegen des häufigen Gebrauches im Voraus vervielfältigt ist.

Diese Epistel eröffnet dem Empfänger, wie — Wustmann würde „daß" setzen — beabsichtigt ist in seiner Stelle eine Aenderung ein-

treten zu lassen und dem Adressaten überlassen bleibt, rechtzeitig ein Abschiedsgesuch einzureichen.

Nun vergegenwärtige man sich die Situation, in welcher fast alle Pensionierungen erfolgen.

Der Offizier hat die Stellung eines Majors, steht in einem Alter von 45—50 Jahren, seine Kinder befinden sich im wichtigsten Stadium der Ausbildung und legen dem Vater die größten pekuniären Opfer auf.

In dieser Periode kommt nun der Staat und weist rücksichtslos dem Manne, der vielleicht Wunden für das Vaterland am Leibe trägt, die Thüre.

Nur wer die Thränen gesehen hat, welche wegen solcher blauer Briefe schon geflossen sind, wer die Erbitterung, ja sogar den Haß kennt, der in den Gemaßregelten erzeugt wird, weiß, daß der Staat in der jetzt beliebten Verjüngung der Armee ein gewagtes Spiel vollführt.

Die Kunst, durch das schöne Waffenhandwerk glücklich zu werden, besteht heute in der That darin, zur richtigen Zeit den Abschied freiwillig zu nehmen.

Diejenigen jungen Offiziere, welche schlau genug waren, nach dem Feldzuge 1870/71 in Pension zu gehen, sind jetzt wohlbestallte Forstmeister, Kaufleute 2c., sie stehen alle noch in einer Wirkungssphäre, während ihre gleichalterigen, weiterdienenden Kameraden als verabschiedete Offiziere sich und andere ärgernd beschäftigungslos herumlaufen.

Die Art und Weise, wie die Pensionierungen ermöglicht werden, soll im folgenden Kapitel beleuchtet werden; zunächst möchte ich mir erlauben, ein paar Mittel zum Steuern dieses Krebsschadens anzugeben.

In erster Linie käme die Presse in Betracht, welche die stattgehabten Pensionierungen, ausgeschieden nach Brigadebezirken halbjährlich veröffentlichen müßte. Es würde dann sehr bald aufkommen, daß in der einen Brigade sehr wenige, in der andern sehr viele Offiziere verabschiedet werden, was doch gewiß sein Gutes hätte, da man den allzu hitzigen Herrn, welche sich durch rücksichtsloses „Absägen“ den Ruf der Schneidigkeit erwerben wollen, das Handwerk leicht legen könnte.

Ferner müßten die Zeitungen die Ansicht, daß ein Offizier, wenn ihn ein ehemaliger Untergebener im Avancement überholt, seinen Abschied zu nehmen hat, auf das Ernsteste bekämpfen.

Ich weiß nicht, fühlen die Schwarzkünstler, welche da wieder einmal gar nicht vorhandene Regungen herzaubern, es nicht oder wollen

sie es nicht merken, daß sie den Offizieren ein großes Armutszeugnis in punkto Takt ausstellen.

Wenn auch im Dienste die richtigen Umgangsformen herrschen, so können keine Unannehmlichkeiten entstehen. Freilich, wenn der Uebergangene ein Grobian war, der Ueberspringende ein solcher ist und etwa empfangene Nasen mit Zinsen heimbezahlt, so giebt es Skandal.

Und sollten die ganz Gescheiten, die Idealitäts-Schnüffler, kommen und die Geschichte vom verletzten Ehrgeiz und Ehrgefühl aufwärmen, so schreibe ich ihnen folgenden Vers ins Stammbuch:

„Warum verletzen die Generalstäbler, welche ganze Jahrgänge überflügeln, den Ehrgeiz nicht? Warum thun es nicht die Prinzen, welche doch mit Windeseile avancieren?“

Gelt Bauer, das ist ganz was anderes! Mit Vergunst: Nein! Das was man Ehrgefühl nennt, darf vor keiner Person verstummen und darf nicht bloß auf den Herrn Maier und Huber dressiert sein.

Und ferner frage ich, giebt es zweierlei Ehre; eine für den Frieden, die andere für den Krieg?

Die pensionierten Offiziere werden, wie bekannt, gefragt, ob sie sich im Mobilmachungsfalle verwenden lassen wollen.

Sie sind aber in den meisten Fällen der Gefahr ausgesetzt, unter ehemaligen Untergebenen dienen zu müssen.

Da man aber doch nicht gut annehmen kann, daß der Staat selbst etwas das Ehrgefühl Verletzendes fordert, bleibt nur der andere Schluß übrig, daß der Uebergangene keinen Grund hat, in Pension zu gehen, wenn er seine bisherige Stelle noch auszufüllen vermag.

---

8. Kapitel.

Die Qualifikationen.

Wie werden nun die im vorigen Kapitel dargestellten, an China und Kamtschatka erinnernden Verhältnisse ermöglicht?

Sehr einfach durch das jetzige Qualifikationssystem, dem man ganz genau ansieht, daß in Preußen seine Wiege stand.

Bis zum Jahre 1886 galt in Bayern das alte gute Qualifikationsverfahren, wonach der Vorgesetzte dem Untergebenen, sobald er diesem Nachteiliges in die Beurteilung schrieb, die Verpflichtung hatte, den Betroffenen in Kenntnis zu setzen. Einerseits werden hiedurch ungerechte Qualifikationen einigermaßen hintan gehalten, andererseits hat der Untergebene Zeit sich zu bessern.

Die preußische Vorschrift zeigt aber ein an die heilige Vehme erinnerndes lichtscheues Verfahren; Rechte hat hier nur der Vorgesetzte, der Untergebene ist das wehrlose Opfer, das höchstens mit den Beinen strampeln darf, aber auch nur so, daß es „höheren Ortes" nicht bemerkt wird.

Vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus kann das jetzige System gar nicht verteidigt werden. Das hat wohl niemand besser gefühlt, als der bayrische Kriegsminister von Asch, der am 30. November 1894 sich vergeblich bemühte, die glänzende Attake Vollmars abzuwehren. Wenn die Sache überhaupt zu verteidigen wäre, dann brächte es Herr von Asch doch sicher fertig!

Anderswo wird ja auch qualifiziert, aber hier urteilen meist ganze Kommissionen; abgesehen davon hat man in anderen Berufen keine solche kolossale Einbildung über die zu beanspruchenden Kenntnisse und bildet daher eine weniger gute Qualifikation noch lange nicht das Signal zur Pensionierung. Ferner sind die Leistungen in anderen Berufen meist schriftlich niedergelegt, so daß man „oben" auch ohne Qualifikation weiß, wie Einer in Wirklichkeit aussieht.

Ganz anders liegen die Verhältnisse beim Militär:

In den höheren Regionen ist man aus eigener Anschauung höchst mangelhaft über die wirklichen Leistungen der Offiziere informiert.

Der kommandierende General sieht die Herren allerdings bei der einen oder anderen Besichtigung oder auf Manöver. Das genügt aber zur Beurteilung nicht; denn es spielt bei solchen Gelegenheiten der Zufall eine zu große Rolle.

Die Witterung, ein nervöser Unterführer, kurz dutzend Dinge können den besten Offizier bis über die Ohren hineinreiten. Somit müssen die höheren Vorgesetzten sich auf die Qualifikationen verlassen.

Was sind aber dieselben heute, wo sie der Regimentskommandeur allein ausstellt? Nichts als persönliche Anschauungen eines einzelnen Menschen.

Wie aber solche persönliche Anschauungen wechseln, namentlich wenn auf den Oberst ein General drückt, kennt man zur Genüge.

Die Qualifikationen für alle diejenigen, welche noch nicht reif zur Pensionierung scheinen, stellen sich als richtige Dutzendarbeiten dar.

Von den Lieutenants und jüngeren Hauptleuten wird so ziemlich einer wie der andere qualifiziert.

Für diejenigen aber, welchen die große Säge droht, hat man drei Gründe bereit, von denen jeder zum Halsbrechen vollauf genügt.

1. Felddienstunfähigkeit.

2. Nicht geeignet für die nächsthöhere Stelle.

3. Körperliche Kleinheit!!

Letzteres ist Thatsache und wenn der preußische Herr Kriegsminister im Reichstage behauptet hat, daß ihm solche Fälle nicht bekannt seien, so kann er sehr leicht ihre Bekanntschaft machen, wenn er einmal nach Bayern kommt. Ich bin bereit ihm ein paar solcher Herren vorzustellen. Einer lebt in der Pfalz, der andere in Schwaben. Daher möchte ich submissest bitten, nicht nur ein Militärmaß im Allgemeinen, sondern auch ein solches für die einzelnen Offizierschargen zu bestimmen.

Allerdings schreibt man nicht in die Qualifikation: X. ist für die nächsthöhere Stelle zu klein, sondern X. ist eine sehr unansehnliche Erscheinung vor der Front.

Gründe zum Pensionieren sind also genügend vorhanden.

Meistens wird der Zweite, das Nichtgeeignetsein für die höhere Stelle, ins Treffen geführt.

Nun wird aber nicht derart vorgegangen, daß man einen Offizier, der zum Regimentskommandeur nicht qualifiziert wurde, erst dann pensioniert, wenn er unmittelbar an der genannten Charge steht.

Nein da werden Rittmeister und Majore unter dem genannten Vorwande entfernt, obwohl sie in etlichen Jahren erst zum Kommando eines Regimentes an der Reihe wären etc.

Das verstehe, wer will; ich kann es mir nur erklären, daß man um jeden Preis pensionieren will, der sogenannten Verjüngung der Armee zu Liebe. Dadurch kommt aber eine Erscheinung in das Heer, welche der von oben angestrebten Kameradschaft direkt widerspricht, denn das Glück des einen Offiziers baut sich auf dem Unglücke des anderen auf.

Ich vergesse es nie, mit welcher Freude einmal die Nachricht kolportiert wurde, daß der Major X., ein äußerst liebenswürdiger Mann, den blauen Brief erhalten habe. Das Unglück der Familie, welche aus Frau und drei Kindern bestand, kam nicht in Betracht, bloß der eine Gedanke: „Hurra, wieder ein Vormann weg", erfüllte alle Gemüter.

Auch hier ist ein großer, fauler Fleck im ersten Stande!

Der Untergebene ist, wie schon bemerkt, infolge der ganz ungenügenden Beschwerde- und der noch ungenügenderen Qualifikationsvorschrift wehrlos in den Händen seiner Vorgesetzten.

Dieser unleugbare Umstand hat aber seine tief einschneidenden Wirkungen.

Die Sorge um die Stellung, das Gefühl, einem einzigen Menschen in die Hand gegeben zu sein, erzeugt Erscheinungen, die der Lüge und sonstigen zum reinen Wappenschild der Ehre gar nicht passenden Begriffen sehr, sehr ähnlich sind.

Und außerdem leidet unter solch despotischen Verhältnissen immer der männliche Charakter.

Wie der Lieutenant infolge des ewigen Lavierens mit den Gläubigern gar Manches an seinem inneren Menschen einbüßt, so passiert das Gleiche den Hauptleuten und Stabsoffizieren aus lauter Liebedienerei nach Oben. Es mag dieses schroff klingen, aber hier zwei Episoden, die leicht zu vermehren wären:

Unter den Rekruten einer Kompagnie befand sich einmal ein zwar sehr gutmütiger, aber äußerst schüchterner Mensch, dem bei jeder Gelegenheit das Herz in die Hose fiel. Infolge dessen wußte man genau, daß der Mann trotz seines guten Willens auf der Vorstellung alles verpfuschen würde.

Daher stellte der Hauptmann den Mann am Tage der Besichtigung auf den linken Flügel als „unausgebildet" und befahl ihm, dem Oberst zu melden, daß er (der Mann) sechs Wochen im Lazaret und längere Zeit im Revier gewesen sei.

An dieser ganzen Krankheitsgeschichte war kein wahres Wort.

Es wurde also einem Untergebenen das Belügen von Vorgesetzten in einer dienstlichen Angelegenheit direkt anbefohlen, und das vollbrachte ein durchaus ehrenwerter

Hauptmann, der sich im gewöhnlichen Leben lieber die Hand abhauen ließe, ehe er eine unredliche Handlung beginge.

Was war die Triebfeder: die Angst vor der Qualifikation, die Sorge um Frau und Kind und das Bewußtsein, daß der Oberst der absolute Herrscher über das Wohl und Wehe seiner untergebenen Offiziere und ihrer Angehörigen ist.

Doch noch ein anderes Bild, dessen Richtigkeit der bayrische Herr Kriegsminister ganz in seiner Nähe bestätigen lassen kann, da der Herr, welcher in der folgenden Angelegenheit, die zu einer Beschwerde führte, den Beschwichtigungshofrat spielte, gar nicht so weit weg von ihm ist.

Der Oberst und Bürschlbesitzer, den ich im vorigen Kapitel erwähnen mußte, pflegte neben anderem ein sehr vernünftiges Steckenpferd: Er sah auf gute Stiefel.

Deshalb frug er — nein fragen konnte er nicht, es muß heißen, fuhr er jeden Mann an: „Passen Ihnen Ihre Stiefel?"

Lautete die Antwort auf „Ja", so ging der Oberst ruhig weiter, war sie ein strammes Nein, so fuhr auf den einschlägigen Hauptmann eine ganze Windhose von Grobheiten herunter.

Nun ist es aber mit Soldatenantworten ein häckliches Ding.

Die Soldaten sind strengen Vorgesetzten gegenüber meist so „verdattert", daß sie nicht wissen, was sie sagen.

Es giebt aber auch solche — Gottlob verschwindend wenige — welche dem Hauptmann auf diesem Wege eine Suppe einbrocken und für manchen Arresttag Vergeltung üben wollen.

Sie brauchten im konkreten Falle nur mit „Nein" zu antworten, dann besorgte der Oberst das Geschäft der Revanche gründlichst.

Ein ganz pfiffiger Hauptmann setzte sich nun einen sehr einfachen Blitzableiter auf das Dach, in dem er seinen Soldaten befahl, daß sie auf die Frage des Herrn Obersten mit „Ja" zu antworten hätten, gleich ob die Stiefel passen oder nicht.

Hier ist ganz die gleiche Erscheinung wie vorhin. Der Hauptmann, der die Lüge anbefahl, war ebenfalls ein durchaus ehrenwerter Mensch.

Aber er wußte, wie leicht zu reizen und wie unangenehm der Bürschlbesitzer dann war.

Gerade in diesem Falle zeigte sich die ganze Unzulänglichkeit des heutigen Beschwerde- und Qualifikationssystems glänzend: Zuerst aus Angst vor einem tyran-

nischen Vorgesetzten, Anbefehlen von Lügen und als infolge hier nicht zu erörternder Umstände, daraus eine Beschwerde hervorging, kam die Art und Weise, wie der Kommandeur sein Regiment führte, nicht an den Tag, weil der schon erwähnte Beschwichtigungshofrat die Klage gegen den Regimentskommandeur aus Sorge um die eigene Haut vermittelte, was auf deutsch so viel heißt, als sie nicht an die vorgesetzte, höhere Instanz brachte. Sapienti sat.

Die mit Vorstehendem illustrierte Furcht, das Gefühl, dem Vorgesetzten auf Gnade und Ungnade ergeben zu sein, zeitigt ferner, abgesehen von falschen Rapporterstattungen, Anbefehlen von Lügen etc. noch etwas, was viel brenzlicher ist, nämlich: **Die Mißhandlungen.**

Darüber im folgenden Kapitel.

---

9. Kapitel.

Die Mißhandlungen.

Wer die bayrischen Militärgerichtsverhandlungen verfolgt, wird sehr bald erkennen, daß man zwei Arten von Mißhandlungen unterscheiden muß, solche, die eine Folge momentaner Erregung sind, und solche, welche sich oft als haarsträubende Quälereien darstellen.

Beide Erscheinungen sind sehr häufig viel weniger die Folgen von Roheit und Herzlosigkeit, als die Konsequenz des ganzen Systems.

Die jetzige Einrichtung des Heeres beruht auf nicht normalen Grundsätzen und gerade wie ein mit schlechtem Blute gefüllter Körper Abscesse und Eiterbeulen zeigt, so hat die heutige Armee Auswüchse zu verzeichnen, die man ebenso wenig dem einzelnen Individuum zur Last legen kann, als man die Schwären an einem Körperteile diesem allein zuschieben darf.

Für beide Arten der Mißhandlungen werde ich zur Veranschaulichung Beispiele aus dem praktischen Leben nehmen und zwar zunächst die im Affekt begangenen Ausschreitungen beleuchten.

In einer großen Garnison Deutschlands, die sehr viele Brücken hat, besteht die Vorschrift, daß auf einer Brücke nicht Front gemacht werden darf. Der Grund dieser Vorschrift ist zwar sehr schwer einzusehen, aber da letztere einmal gegeben wurde, muß sie auch befolgt werden.

Nun denke man sich einen auf einer Brücke dahinwandelnden Soldaten; plötzlich erblickt er den gefürchteten Herrn Oberst, schnell zieht er noch den Rock in die Taille und macht dann sein schönstes „Front“. Er ist sogar recht stolz auf seine Leistung, aber nur zu rasch fällt er aus seinem Himmel, denn der Herr Oberst geht auf ihn zu, frägt nach Name und Kompagnie und rüffelt den Sünder ordentlich ab.

Aber damit ist es nicht genug!

Wutschnaubend stürzt der Regimentskommandeur in die Kaserne, läßt den Hauptmann, vielleicht sogar den Major des Delinquenten holen und fährt beide an: „Warum hat der Gemeine X. auf der Brücke Front gemacht?“

Die einzig richtige Antwort: „Bitte, fragen Sie den X. selbst, der wird es wahrscheinlich am besten wissen,“ darf selbstverständlich nicht gegeben werden.

Bataillonskommandeur und Hauptmann müssen sich hinstellen und wie die Schulbuben abkanzeln lassen, denn zu Hause haben sie Frau und Kind. Der Herr Oberst schreibt die Qualifikation, er hat, bildlich zu reden, für ungezogene Kinder den Pensionsstecken im Kasten, und da heißt es brav und artig sein und ja nicht aufmucken.

Hat nun der Regimentskommandeur die beiden Herrn ordentlich „zusammengeräumt“, so schnauzt der Major noch den Hauptmann ebenfalls an und dieser bekommt, nachdem er sich auf einmal gleich zwei Vorgesetzte auf den Hals geladen hat, eine „gräßliche“ Angst, vielleicht ist ihm so etwas ähnliches schon einmal passiert oder er stellt zu allem Ueberfluß den Sündenbock des Obersten auch noch vor, kurz, der arme Kompagniechef sieht sich schon in Cylinder und Regenschirm.

Um nun derartige „Anstände“ künftig energisch hintanzuhalten, glaubt der Hauptmann ein probates Mittel zu besitzen.

Er läßt den Unteroffizier, in dessen Korporalschaft sich der Sünder befindet, zitieren und wettert nun darauf los, daß der ganze Kasernhof wackelt. Vielleicht giebt er dem Unteroffizier auch noch Kasernenarrest, um ihn zur besseren Unterrichtung seiner Korporalschaft anzuspornen.

Jetzt verwandelt sich aber die Nemesis in den Herrn Unteroffizier.

Dieser fängt sich den Soldaten vor und nach dem Gesetze, daß die militärischen Grobheiten im Quadrate der Zahl der durchgemachten Instanzen wachsen, rast er wie ein Berserker im Zimmer umher, schreit

sich in eine wirkliche Wut hinein und schlägt zuletzt „dem Rammel", um ihn endlich zahm zu machen, ein paar tüchtige Ohrfeigen herunter.

Der Mann beschwert sich, der Unteroffizier kommt vor Gericht, der Oberst sitzt der Verhandlung vor — eigentlich aber gehörte gerade dieser vor die Schranken, denn an der ganzen Maulschellenaffaire war nur er mit seiner albernen Drückerei nach unten, mit der Gewohnheit, den Vorgesetzten wegen jeder Kleinigkeit für den Untergebenen verantwortlich zu machen, schuld.

Wenn einmal diese Gewohnheit, welche nachgerade Grundsatz geworden ist, fällt, so werden die Mißhandlungen im Affekt höchst selten mehr vorkommen und außerdem werden die Soldaten an Selbständigkeit gewinnen; denn es ist doch eine unleugbare Thatsache, daß jetzt die Leute viel unselbständiger aus der Kaserne kommen, als sie hineingingen, und daran ist einzig und allein die Kindsmagdstellung des Unteroffiziers die Ursache.

Der Soldat hat doch ein Alter von mindestens 20 Jahren, versteht deutsch, und man kann sich also sehr gut an ihn allein halten.

Und außerdem ist es eigentlich furchtbar dumm, den B. zu fragen, warum dem A. ein Knopf fehlt. —

Wir wollen nun auch auf die systematischen Mißhandlungen näher eingehen.

Dieselben ereignen sich fast stets während der Rekrutenzeit.

Die Rekruten sind bei ihrem Eintritte mit sehr geringen Ausnahmen von gutem Willen beseelt, sie wollen das beste leisten, aber man kann sagen, daß bei jeder Kompagnie 4—6 Mann mindestens sind, welche das Geforderte nicht leisten können.

Es kommt ja hier sehr viel auf Naturanlage, Erziehung und Beruf an. Ein Schuster, dessen Glieder auf dem Dreifuße steif wurden, wird hinter den gelenkigeren Kameraden bedeutend zurückbleiben. Der Bauernbursche, der an das Gehen in der Ackerfurche gewohnt ist, hat eine harte Arbeit, bis er das Strecken der Knie und Auswärtssetzen der Füße lernt ꝛc.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse im Unterricht, wo das überflüssigste Zeug in die armen, des Lernens längst ungewöhnten Köpfe gepumpt wird.

Nach wenigen Tagen schon erkennt der rekrutenabrichtende Lieutenant diejenigen, bei welchen es hapert; er stellt diese Sünder in eine Ab-

teilung, tauft sie noch rasch mit hübschen Namen, wie Krüppelgarde, Dreckbande ꝛc. und stellt dann als Abrichter den besten Sergeanten, d. h. den, welcher am meisten flucht und wettert, vor die Front.

Leider kann aber auch der beste Sergeant einen Krummen nicht so leicht gerade, einen Dummen nicht so schnell gescheit machen.

Der vernünftige Lieutenant weiß das und darum spricht er dem Unteroffizier wenig ein.

Der Hauptmann aber in seiner höllischen Angst vor der Qualifikation und der Pensionierung möchte über Nacht lauter Adonise und Professoren haben.

Zum Ueberflusse stellt sich auch noch der Herr Oberst ein, gibt hie und da seinen höchst unnötigen Senf gratis ab; es wäre aber viel besser, er würde mit seiner Weisheit bis zur Besichtigung warten.

Es braucht nun unter der „Krüppelgarde" nur ein ganz Linkischer zu sein, welchen der Sergeant mit dem besten Willen nicht vorwärts bringt, so verliert der heutige Normalhauptmann den letzten Rest von Besinnung und Ruhe. Er sieht schon im Geiste, wie der Mann die Rekruten- ja sogar die Kompagniebesichtigung „umschmeißt" und in seiner Verzweiflung klammert er sich an den Unteroffizier, behandelt ihn wie eine launische Geliebte ihren Schatz, bald schmeichelt er, bald ist er ganz desperat und droht sogar mit der Kündigung der Kapitulation.

Was ist nun hievon die unausbleibliche Folge?

Der weniger gebildete Unteroffizier sieht in dem armen Soldaten nicht das bedauernswerte Opfer tieftrauriger Zeitverhältnisse, nein, ihm erscheint der Untergebene als ein Peiniger, ein Mensch, der ihm das Dasein verbittert, ja sogar die Zukunft ruiniert.

Dazu kommt noch, daß das Rekrutenabrichten im höchsten Grade nervenerregend ist. Die schlechte Witterung, die mangelhafte Verpflegung der Unteroffiziere, das Schreien und Reden, der Ehrgeiz, eine gute Abteilung zu haben, überreizt die Nerven in hohem Grade.

In diesem entschieden nicht ganz normalen Zustande wird nun der Sergeant durch die Drangsale des Hauptmannes, die hingeworfenen Bemerkungen des Obersten bis zum Hasse gegen den Rekruten und zur Soldatenschinderei getrieben.

Der Mann, wegen dessen man immer gezankt wird, muß nach-

gebracht werden und genügen die gesetzlichen Mittel nicht, so ergreift das erregte Gehirn zu jenen Scheusäligkeiten, die man so oft liest[1]).

Aus dem Gesagten erhellt auch die Thatsache, daß sehr häufig Unteroffiziere, die wegen Mißhandlungen angeklagt werden, von ihren Vorgesetzten ausgezeichnet qualifiziert sind; einem schlechten Unteroffizier giebt man selbstverständlich keine in der Ausbildung zurückgebliebenen Leute.

Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß bei 80 Prozent Mißhandlungen der Falsche vor den Gerichtsschranken steht.

Gethan hat es freilich der Angeklagte, der intellektuelle Urheber der ganzen Sauce ist fast immer wer anderer, oft ein sehr hoher Herr.

Ein hohes Kriegsministerium schreibt alljährlich seitenlange Reskripte gegen die Mißhandlungen. Sie helfen aber nichts, weil sie nichts helfen können.

Denn wie ich zeigte, haben die Mißhandlungen ihre Wurzel in der jetzt geltenden Qualifikationsvorschrift, welche auf alle Offiziere vom Hauptmann aufwärts einen unliebsame Vorkommnisse erzeugenden Druck ausübt.

Das Einzige, was das Kriegsministerium thun kann, solange das jetzige Beurteilungssystem beliebt wird, besteht darin, daß es einschärft: „Niemand darf vom Untergebenen mehr verlangen, als er leisten kann." Vor allem müßte dem unsinnigen, militärischen Spruche, den Generäle so gerne von sich geben: „Man muß das Unmögliche verlangen, um das Mögliche zu erreichen", endgiltig der Garaus gemacht werden.

In diesem nach Philosophie schmeckenden Satze liegt die Erklärung für alle systematischen Mißhandlungen.

Und außerdem ist er ein Armutszeugnis für die Armee, wie es kein zweites giebt; denn er erinnert an das Thun eines Kaufmannes, der bei einem Kunden, welcher stets eine Mark vom Kaufpreise abhandelt, von vorneherein eine Mark auf die Ware schlägt.

Der Vorgesetzte darf, wenn er ein Mann und kein altes Weib sein will, nicht mehr verlangen, als er ohne Nachteil erreichen kann.

Wenn der Soldat betrogen werden muß, um sein Bestes zu

---

[1]) Die bekannteren Fälle sind zusammengestellt von Edmund Miller in der Schrift: Ein Aufschrei mißhandelter Soldaten. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart 1892.

leisten, so ist einzig und allein der Befehlende schuld, der den guten Willen, welcher in allen Soldaten bei richter Behandlung sitzt, nicht zu benützen versteht.

Zum Schlusse dieses Kapitels möchte ich noch eine Bitte an alle Volksvertreter Deutschlands richten.

„Lassen Sie sich kein geheimes Gerichtsverfahren abschmeicheln. Beschränken Sie den Ausschluß der Oeffentlichkeit möglichst. Man muß wie ich in einer größtenteils preußischen Garnison gelebt, drei Jahre einer preußischen Kaserne gegenüber gewohnt haben, um die ganze bestialische Roheit, welche ein geheimes Verfahren — Gott sei es geklagt, manchmal auch bei Offizieren — erzeugt, zu kennen.

Nicht die Angst vor der Sozialdemokratie, nicht die Furcht vor der Gefährdung der Disziplin ist es, welche Preußen die Einführung des öffentlichen Verfahrens bedenklich erscheinen läßt, nein es spielt hier die Gefahr mit, den bisherigen Nimbus zu verlieren.

Wenn es aufkäme, wie da oben mißhandelt wird, wenn man hören würde, daß sozialdemokratische Ideen gerade in der vielgerühmten preußischen Armee am häufigsten zu finden sind und man auch vermuten könnte, daß der Soldat wahrscheinlich nicht auf Vater und Mutter schießt, das wäre doch quer, sehr quer, ganz gegen die Intentionen des so voreilig mit dem Sandhaufen drohenden preußischen Herrn Kriegsministers.

---

10. Kapitel.

Die Standesvorurteile.

Die Abgeordneten behaupten hie und da, daß zwischen Offizierskorps und Volk eine Kluft bestehe, was selbstverständlich die Herrn Kriegsminister sofort in Abrede stellen, denn es gehört dies zu ihrem Geschäft.

Deswegen bleibt aber die Thatsache nicht minder wahr, da sie die notwendige, unausbleibliche Folge davon ist, daß unseren Offizieren Ansichten eingetrichtert werden, welche dem Empfinden des Volkes direkt gegenüber stehen.

Alles, was unter dem Namen „Standesvorurteile“ verstanden wird, gehört hieher und nachdem es im Grunde so überflüssiges Zeug — teilweise sogar lächerliches — vorstellt, wollen wir uns ein wenig damit befassen.

Zuerst das Ammenmärchen vom „ersten Stande!"

Es giebt überhaupt keinen solchen in einem anständigen Staate.

Der Steinklopfer, welcher sein Tagewerk ordentlich verrichtet und somit der Menschheit, wenn auch im Kleinen nützt, ist hundertmal mehr wert als ein nichtsthuender, uniformierter Adeliger, der in Faullenzen und dumme Gesichterschneiden seinen Tag, in Sekttrinken, Spielen und Liebe seine Nächte verbringt.

Und wenn der so unvernünftige und auch gefährliche Unterschied von gebildeten und ungebildeten Gesellschaftsklassen absolut gemacht werden muß, so kommen die Offiziere bei der jetzigen Art ihrer Vorbildung erst recht nicht an die Spitze; denn die Professoren, Aerzte, Juristen ꝛc. haben mehr gelernt.

Ich weiß wohl, daß in den Reihen der Offiziere hochgebildete Männer sich befinden, welche jedem die Stange halten, ich weiß auch, daß einer ohne Universität etliche Male gescheiter sein und mehr wissen kann, als die ehemaligen Frequentanten dieser Schule, aber die große Masse der Offiziere steht, wie ich im 2. Kapitel darthat, nicht auf der gleichen Bildungslinie mit den anderen gebildeten Klassen und infolgedessen müssen die Ausnahmen es sich gefallen lassen, in den allgemeinen Topf geworfen zu werden.

Also, meine Herrn! Versenkung aufmachen und die Geschichte vom ersten Stand möglichst bald verschwinden lassen.

Ferner die standesgemäßen Ehen!

Welche Mädchen können nicht geheiratet werden?

In erster Linie die Töchter solcher Eltern, welche sich von ihrer Hände Arbeit ernähren. Die Tochter eines Handwerkers brrr! mag sie noch so brav und gut erzogen sein; die Tochter des Börsenspekulanten aber, oder des Fabrikanten ist reif für die Ehe.

Warum?

Weil sie Geld hat! Je mehr, desto besser, mag auch jedes Markstück eine Thräne oder Hunderte von Schweißtropfen bedeuten, was thut es? Non olet, sagte der Kaiser Vespasian und darum gratuliert man und beneidet sogar.

Hier möchte ich ein Beispiel aus dem Leben zur Illustration einflechten.

In einem Regiment wollte ein Offizier die Tochter des Vor-

arbeiters eines sehr großen Geschäftes heiraten. Die junge Dame war vortrefflich erzogen, fein gebildet und von äußerst anmutiger Erscheinung.

Die Einwilligung zur Heirat wurde seitens des Offizierskorps verweigert[1]) mit Rücksicht auf die Stellung des Vaters der Braut.

Jetzt hat dieser sich durch Fleiß und Geschick zum Inhaber einer großen Fabrik heraufgearbeitet und kein deutsches Offizierskorps würde Anstand nehmen, wenn sich einer seiner Angehörigen aus dieser Familie seine Frau holen würde.

Ist so etwas nicht lächerlich, mir wenigstens kommt es so vor!

Ein anderer Fall!

Ein Offizier hat ein Verhältnis mit einem Mädchen aus guter Familie, die Beziehungen werden zu intim und ihre Folge ist die Geburt eines Kindes.

Der Offizier will dem Mädchen die geraubte Ehre wiedergeben, eine Handlung, die gewiß nur ehrenhaft ist, aber da tritt das Offizierskorps dazwischen und sagt: diese ehrenhafte That schließt dich aus unserem Kreise aus.

Das ist wiederum eine Erscheinung, die das Volk nicht versteht, und zwar kann es das umso weniger als dem Offizier die Ehre als das höchste gelten sollte.

Allerdings geht es mit der Ehre sehr häufig wie mit der Hoftrauer; bei besonderen Anlässen setzt man sie außer Wirksamkeit.

Ich persönlich — und vielleicht mancher andere — sehe auch in der reinen Geldheirat etwas, was mit der Mannesehre sich nicht verträgt. Man braucht die Sache nur zu skeletisieren: Ein Herr A weiß, daß der Herr B viel Geld hat; an diesen drängt sich A hin, heuchelt Freundschaft, schwindelt damit dem B den größten Teil seines Vermögens ab und wird dann merklich kühler.

Setzt man bei dieser sehr zweideutigen Handlung statt B Fräulein N statt Freundschaft Liebe, so haben wir die Geldheirat par excellence.

Und außerdem ist es doch höchst beschämend für einen Mann, sich von seiner Frau ernähren zu lassen!

---

[1]) Um nicht selbst in ungerechten Verdacht zu kommen und auch den Neugierigen, welche in solchen Fällen wissen möchten, ob „sie sich doch kriegten,“ entgegenzukommen, füge ich an, daß der Offizier den Dienst quittierte und jetzt in einem anderen Berufe der glückliche Ehegatte der in Betracht Kommenden geworden ist.

Den Offizieren selbst kann man auch hier wieder keinen Vorwurf machen, denn es ist alles nur der Ausfluß des herrschenden Systems.

Wenn der Sekondlieutenant so bezahlt wird, daß er keine Schulden zu machen braucht, wenn der Premierlieutenant so viel erhält, daß er auch mit bescheidenem Vermögen eine Familie gründen kann, so werden auch die Geldheiraten nicht mehr gar so oft vorkommen.

Es wird dann den Offizieren möglich sein, mehr nach Neigung zu wählen und zwar weder zum Schaden des Einzelnen noch der Gesamtheit.

Eine weitere, zu dem ganzen Denken der Nation nicht passende Eigentümlichkeit ist der Duellzwang.

Ich will mich über das Duell vom Junggesellenstandpunkte aus nicht verbreiten, man kann da verschiedener Meinung sein und es ist ein unfruchtbares Beginnen, darüber zu streiten.

Hingegen giebt es über den Zweikampf, von der Lage des Verheirateten aus betrachtet, wohl nur eine Ansicht, nämlich die der Verwerfung.

Der Mann, welcher Frau und Kind hat, gehört nicht mehr sich selbst, sondern seiner Familie, es ist seine heiligste Pflicht, für dieselbe zu sorgen und er darf sich dieser Pflicht nicht entziehen oder frivol der Gefahr aussetzen, ihr entzogen zu werden.

Es ist ja richtig, daß den Mann, der z. B. die Untreue seiner Frau erfährt, die Lust ankommt, den Verführer niederzuschießen. Aber er setzt seine Kinder der Möglichkeit aus, in die Hände eben dieser pflichtvergessenen Mutter zu fallen, und abgesehen davon, ist eine Frau, welche sich mit anderen als dem eigenen Manne abgiebt, nicht wert, daß man ihr zuliebe einen Hund, geschweige einen Menschen irgend einer Unbilde preisgiebt.

Hier erscheint aber wieder das Offizierskorps und tritt mit einer jeder Moral und Auffassung treuer Pflichterfüllung hohnsprechenden Forderung auf.

Entweder duellieren oder mit einer kärglichen Pension den Abschied nehmen.

Wie ein solches Ansinnen zum blanken Wappenschild der Ehre paßt, verstehe wer will. Mir geht es nicht in meinen Kopf.

Ehre und Moral müssen sich — darüber ist doch kein Zweifel — decken. Ich möchte beinahe sagen, daß die Erstere nur ein Kind der Letzteren ist.

Beim Offizierskorps sind aber die allgemein giltige Moral und der künstliche aufgepäppelte Ehrbegriff oft direkte Gegensätze.

Und so steht denn oft das Volk kopfschüttelnd beiseite, wenn es Dinge sieht und hört, welche beim ersten Stande sich ereignen und dem Empfinden des bürgerlichen Herzens rätselhaft sind!

Infolgedessen erscheint das Offizierskorps als eine Kaste, losgelöst von den Gefühlen der Nation, gehaßt wegen der Hätschelung, die sie von „oben" erfährt, und den äußersten Gefahren ausgesetzt nach einem für Deutschland etwa unglücklichen Kriege. Noch ist es Zeit, daß die Herren sich besinnen, wo ihre Wurzeln sind, daß sie aus denselben Kreisen wie ihre Soldaten herstammen, nämlich aus dem Volke.

Ein derartiges Absondern wie heute läßt sich mit einer willenlosen Söldnerschaar durchführen, nicht aber mit einer Armee, die fühlt und denkt wie die Nation.

---

11. Kapitel.

Die Ehrengerichte.

Dasselbe, was ich bei Betrachtung des Qualifikationswesens am Eingange des 8. Kapitels andeutete, daß hier eine Vorschrift gilt, welche dem geraden deutschen Wesen in keiner Weise entspricht, halte ich in noch stärkerem Maße für die Bestimmungen über die Ehrengerichte aufrecht.

In beiden Fällen beobachten wir das gleiche lichtscheue Verfahren, in beiden Fällen gibt es keine Berufungsinstanz und hier wie dort fallen die Entscheidungen auf Grund rein persönlicher Gefühle von abhängigen Personen bezw. Richtern.

Ein Druck von oben oder auch nur ein zarter Wink, und Weiß wird sofort Schwarz.

Allerdings ist ein Beeinflussen verboten, die Praxis kümmert sich aber nicht um diese Bestimmung.

Der Zweck der Ehrengerichte scheint ja ein ganz löblicher; einerseits sollen unlautere Elemente aus dem Offizierskorps entfernt werden, andererseits soll einem Offizier, der verdächtigt wurde, die Möglichkeit geboten sein, gegen sich eine Untersuchung zu beantragen und auf diese Weise seine angegriffene Ehre zu reinigen.

Warum man nun, um die angegebenen Zwecke zu erreichen, gar so heimlich thut, ist wohl schwer erklärbar, leichter wird die Lösung des Rätsels, sobald man die jetzige Einrichtung der Ehrengerichte als das ansieht, was sie wirklich ist: Als die Hauptfessel zur Knebelung der Rechte der Offiziere.

Den größten Teil ersterer machen die Qualifikations- und Beschwerdevorschriften schon unschädlich, alle zusammen aber schlägt das Ehrengericht auf einmal tot.

Der Apparat dieser so unschuldig aussehenden und so verderblichen Institution ist in Kürze folgender:

Als Vorinstanz wirkt der Ehrenrat, pro Regiment bestehend aus einem Hauptmann, Premierlieutenant und Sekondlieutenant.

Jede Angelegenheit gelangt zuerst an diese Stelle, welche eventuell weitere Verfolgung beim Regiments-Kommandeur beantragt.

Wird diese genehmigt, so gelangt die Sache nach Feststellung der einschlägigen Thatsachen an das von sämtlichen Offizieren gebildete Ehrengericht.

Nachdem die Akten verlesen sind, kann sich der Angeklagte selbst verteidigen oder verteidigen lassen; er hat auch das Recht, eine Schrift zur Entkräftigung der Klage einzureichen.

Sehr häufig geschieht keines von allem, „weil es nämlich gleich ist und doch nichts hilft".

Das Urteil wird durch diejenige Abstimmung fixiert, welche am öftersten gegeben wurde. Solcher Voten gibt es fünf:

1. Unzuständigkeit des Ehrengerichts.
2. Freisprechung.
3. Schuldig der Gefährdung der Standesehre unter Beantragung einer Verwarnung.
4. Schuldig der Gefährdung der Standesehre unter Beantragung der Entlassung mit schlichtem Abschied.
5. Schuldig der Verletzung der Standesehre unter erschwerenden Umständen unter Beantragung der Entfernung aus dem Offiziersstande.

Die Abstimmung geschieht in der Weise, daß der jüngste Offizier beginnt und die übrigen dem Dienstalter nach folgen.

Damit soll der Schein eines gerechten unbeeinflußten Urteils erweckt werden, auf den aber kein Sachverständiger hereinfällt.

Der einzelne muß nämlich seine Stimme schriftlich unter Beisetzung der Unterschrift abgeben!

Nun wird sich aber der Leser zusammenreimen können, welch ein gefährliches Ding eine Abstimmung wäre, die nicht nach mutmaßlicher höherer Ansicht zurechtgeschneidert sein würde.

Man gebe doch, wenn wirklich ein solcher Gerechtigkeitsdurst vorhanden ist, den einzelnen Richtern Zettel, welche die möglichen Urteile enthalten, und lasse dieselben nach Belieben ohne Unterschrift in eine Urne werfen.

Und ferner führe man eine Berufungsinstanz ein, etwa ein Offizierskorps einer anderen Waffe und womöglich eines anderen Armeekorps, damit irgend welche Furcht nach obenhin radikal hintangehalten wird.

Es drängt sich auch ferner die Frage auf, ob die Ehrengerichte mit unseren Verfassungsverhältnissen vereinbar sind.

Nachdem die ersteren Duellangelegenheiten und vor allem Duellverweigerungen abhandeln, so stehen wir der sehr eigentümlichen Thatsache gegenüber, daß eine Einrichtung, welche durch die Unterschrift des Königs und Gegenzeichnung eines Ministers sanktioniert ist, Leute dafür bestraft,[1]) daß sie den Gesetzen nachkommen!

Vor allem aber erscheint das Hinübergreifen ins Civilleben bedenklich, da den Ehrengerichten auch die Reserve- und Landwehr-Offiziere und die mit der Befugnis, die Militäruniform zu tragen, verabschiedeten Offiziere unterstehen.

Nun waren schon Fälle da, in welchen Offiziere des Beurlaubtenstandes wegen im Civilleben vorgekommener Handlungen, Aeußerungen ꝛc. ehrengerichtlich gemaßregelt wurden, ja in Preußen soll dies sogar einem Rechtsanwalt passiert sein, weil er anläßlich eines Prozesses die Militärbehörden angriff.

Allerdings existieren Leute, welchen nicht viel daran liegt, wenn sie auf ehrengerichtlichem Wege die sehr drückende Eigenschaft des Reserve- oder Landwehrlieutenants einbüßen, aber es laufen auch sehr

---

[1]) Der hier zu erwartende Einwurf, daß die Ehrengerichte überhaupt nicht „bestrafen“ können, ist nichts als juristische Wortklauberei. Wenn man die kärglichen Pensionen — namentlich der unteren Chargen — in Erwägung zieht, kann man getrost behaupten, daß die Ehrengerichte unter Androhung der Strafe der Entlassung zum Duell zwingen.

viele große Kinder herum, die sich auf jeden Kaiser-, König- und Kontrolversammlungstag freuen, weil sie sich dann der staunenden Menge in ihrer militärischen Pracht zeigen dürfen.

Mancher ferner, der vielleicht weniger entzückt ist von seiner soldatischen Würde, hängt von einem Vorgesetzten ab, der ein großer Militärschwärmer ist. Diese Spezies bildet bekanntlich den Gegensatz zu der auch sehr häufig vorkommenden Art der „Korpssimpel“ — und es würde ihm übel vermerkt werden, wenn jemals das Ehrengericht sich mit ihm befassen würde.

Die Folgen dieser Verhältnisse sind ja täglich bemerkbar; das Militär schwimmt in allen Sparten des öffentlichen Lebens oben, denn ein großer Teil unserer Beamtenschaft steht unter seiner Fuchtel.

Wir stehen nicht in dem Zeichen des Verkehrs, nicht in dem Zeichen eines großen internationalen Zuges, sondern in der ganzen Beschränktheit des militärischen Zopfes.[1])

Der Reservelieutenant ist und bleibt ein Uebel; daß er aber zu einem Krebsschaden sich entwickelt hat, daran tragen in erster Linie die Ehrengerichte die Schuld, deren Arme bis in das Civilleben reichen.

Noch unhaltbarer erscheinen die Verordnungen, welche auf die Offiziere a. D. Bezug haben.

Um Gerechtigkeit hat man sich dabei wahrscheinlich weniger gekümmert, als um die Maßregeln, welche ein Mundverstopfen ermöglichen.

Ein Offizier a. D. vermag nach Umständen ein sehr unbequemer Gast sein, er kümmert sich verflucht wenig mehr um das Wohlwollen hoher Vorgesetzter, ist vielleicht auch tief erbittert über die erlittene Behandlung und weiß manches, was doch besser nicht an das Tageslicht kommt.

Um solche unheimliche Leute im Zaume zu halten, hat man nun einen Lasso gedreht, der auch in das Land, wo man Cylinder und Regenschirme trägt, hinüberreicht.

Diesen Lasso, der so sicher trifft wie der eines Gaucho, wirft man jedem, der nicht ganz still sich verhält, — siehe Fall Slevogt in

---

[1]) Ich verweise hier auf die sehr beachtenswerte kleine Schrift: Der Militarismus im deutschen Reiche von Prof. Quidde, München. Stuttgart. 1893. Verlag von Robert Lutz.

Bayern — um den guten Ruf, und letzterer ist in den Augen der Dummen, welche bekanntlich immer noch die Mehrheit bilden, stranguliert.

Die einschlägigen Paragraphen lauten im Auszuge:

„Den Ehrengerichten sind unterworfen die unter Verleihung der Befugnis Militäruniform zu tragen verabschiedeten Offiziere.

Bei inaktiven Offizieren tritt an die Stelle der Entlassung mit schlichtem Abschiede der Verlust des Rechtes die Militäruniform zu tragen, an die Stelle der Entfernung aus dem Offiziersstande, außerdem noch der Verlust des Offizierstitels."

Nun unterliegt es ja keinem Zweifel, daß das Militär darüber zu entscheiden hat, ob einer den bunten Rock tragen darf oder nicht.

Etwas anderes ist es aber mit der Aberkennung des Offizierstitels!

Wie kann ein militärisches Gericht, das absolut unkontrollierbare Urteilssprüche fällt, einem Manne, der eigentlich unter den Civilgerichten steht, seinen Titel nehmen? Wenn das irgend wer thun darf, ist es doch einzig und allein das Civilgericht.

Nachdem ich das allgemeine Wesen der Ehrengerichte kurz beleuchtete, will ich noch ein paar Streiflichter auf die geübte Praxis werfen.*)

Wir hatten in Bayern den Fall, daß ein Offizier seinen Titel unbekümmert um den Spruch des Ehrengerichtes weiter führte und deshalb verklagt wurde.

Der Betreffende beleidigte in öffentlicher Verhandlung hochstehende Offiziere auf das Stärkste, ohne daß die Betreffenden später Klage stellten, gewiß ein sehr sprechendes Symptom!

Weiter verlangte der Angeklagte die Auslieferung der Ehrengerichtsakten, was mit der Motivierung, daß solche überhaupt nicht abgegeben werden dürften, verweigert wurde.

Der einschlägige § 37 lautet jedoch:

---

*) Bezüglich der in Preußen möglichen Handhabung der Ehrengerichte verweise ich auf die Schrift: „Die wahren Anarchisten im preußischen Staate" von Hauptmann a. D. Otto Clauß. Diese Broschüre zeigt klar, wie die Ehrengerichte und das geheime Gerichtsverfahren es ermöglichen, schwere Verfehlungen weißzuwaschen, lediglich unbequeme Leute aber in Schuldige zu verwandeln. Ferner giebt die Schrift lebhaft Zeugnis davon, daß die Thüren der Fürsten heute geradeso verbarrikadiert sind, wie vor hundert Jahren. Bayerische Offiziere, welche unverständig das geheime Verfahren loben, mache ich auf die Broschüre besonders aufmerksam.

„Erst nach Beendigung der Sache kann die Mitteilung der Akten an andere Behörden mit — nur in unabweisbaren Fällen zu erteilender — Genehmigung des Befehlshabers erfolgen, dem die Anordnung des ehrengerichtlichen Verfahrens zustand.“

Warum gab in diesem Falle, wo Offiziere in beleidigenster Weise attakiert wurden, der einschlägige Befehlshaber, der kommandierende General nämlich, nicht die nötige Erlaubnis?

Das weiß man nicht!

Aber die maßgebenden Herrn dürfen sich nicht wundern, wenn die Zuschauer — und nicht bloß die Nichtuniformierten — das Recht nicht beim Ehrengerichte suchen, wo es eigentlich sein sollte. Das darf man versichert sein, daß bei diesem Schauspiele, das sich in Augsburg abspielte, allen denen, welche es verfolgten, ein Gefühl sich aufdrängte, welches einer Bewunderung des Militärs und Gerichtshofes nicht besonders ähnlich war.

Den Trumpf auf das Ganze setzte noch der letzte Versuch, den unbequemen Pensionisten nach beliebter preußischer Manier dadurch mundtot zu machen, daß man ihn als geisteskrank hinzustellen suchte.*) Dieser Pfeil prallte allerdings an dem Gerechtigkeitssinne des berühmten Münchener Psychiaters Dr. Grashey glänzend ab.

Das Vertrauen in die Ehrengerichte ist überhaupt sehr erschüttert.

Der arme Teufel wird rücksichtslos vor die Schranken gezerrt, die Fehler des Hochstehenden aber finden christliche Nachsicht.

In Bayern und vielleicht außerhalb desselben wird man sich folgender zwei Fälle erinnern:

Ein hochstehender Herr, selbst verheiratet, fand inniges Gefallen an der Frau seines Adjutanten, schrieb ihr Briefe, welche aber nicht in das Mieder oder an sonst einen diskreten Ort, sondern in die Hände des Eheherrn wanderten. Dieser forderte den Briefschreiber, der Zweikampf kam aber nicht zum Austrage.

Wäre der eine Teil nicht ein hoher Herr gewesen, so hätten Kugeln gewechselt werden müssen und der Beleidigende wäre mit mindestens schlichtem Abschiede entlassen worden.

---

*) Der Versuch, unbequeme Untergebene mundtot zu machen, indem man sie für geisteskrank ausgiebt, ist heutzutage in der bürgerlichen und militärischen Welt sehr beliebt geworden. Man vergleiche die Schriften: „Die wahren Anarchisten im preuß. Staate“ von Otto Clauß, und „Ein militärischer Justizmord“ von A. Th. Bihler.

Einige Jahre darauf hatte ein hochgeborener Kavallerieoffizier mit der schönen Schwester eines jüngeren Kameraden eine von lebendigen Folgen begleitete Liaison.

Bei jedem anderen Sterblichen wären nur zwei Lösungen möglich gewesen: Entweder Duell oder Heirat.

Keines von beiden trat ein!

Sollte man darauf hinweisen, daß solche Beiträge zur chronique scandaleuse immer übertrieben in die Oeffentlichkeit gelangen, so bemerke ich, daß ein großer Klatsch allein schon genügt, um einen Offizier zu liefern, „weil die Sache unliebsames Aufsehen machte." Thaten das die beiden Fälle nicht, haben sich nicht Tausende daran gaudiert?

Freuen sich nicht jetzt noch etliche Menschenkinder, wenn der in der ersten Episode erwähnte hohe Herr in eine gewisse Garnison reist und dann bald darauf in den Zeitungen zu lesen ist, wie er von seinem früheren Adjutanten ehrfurchtsvollst begrüßt wurde!

Aber was ist von einer Institution zu erwarten, welche bei verschlossenen Thüren von abhängigen Richtern unkontrollierbare Urteilssprüche, ohne die Möglichkeit einer Berufung dagegen, fällen läßt? Gutes wohl nicht viel.

Wie ein modriger Hauch aus dem Mittelalter, wie ein Ueberbleibsel der heiligen Vehme weht und widert uns das alles an, nicht mehr passend in unsere Zeit. Darum weg damit, je eher, desto lieber!

---

12. Kapitel.

Das Regimentsavancement. Die Protektion. Die Garde.

Das Regimentsavancement stellt eine Einrichtung dar, deren Undurchführbarkeit sich längst schon erwiesen hat.

Ferner ist es eine schreiende Ungerechtigkeit gegen alle jene, welche das Unglück haben, keine hohen Vettern und Basen zu besitzen und daher als Fähnriche und Avantageure in schlechtere Garnisonen wandern müssen.

Zuletzt noch verstößt diese ebenfalls im Norden geborene Maßregel direkt gegen die Interessen der Armee.

Der Truppendienst regt, wie schon im 3. Kapitel erläutert wurde, sehr wenig zum denken an; es bedarf also einer Stimulation von außen,

um den Offizier nicht ganz versimpeln zu lassen. Läßt man einen Lieutenant fünfzehn Jahre und noch länger an einem kleinen Orte, so werden seine Ideale: der Bierkrug, der Stammtisch, die Zigarre und das Kartenspiel.

Man wechsle doch mit den Garnisonen und erschließe die Vorteile, welche größere Städte bieten, möglichst vielen jungen Offizieren. Aber wer sitzt in den schönen Residenzen Deutschlands? Wer kennt die Fäden, an denen hier gezogen wird?

Auch der Generalstab würde da ein weites Feld bieten. Man findet hier illustre Namen, welche den Erfahrungssatz, daß die Talente großer Männer selten auf deren Söhne übergehen, für die uniformierte Menschheit gründlich widerlegen.

Eine weitere Erscheinung, welche nur beim Militär möglich ist, bildet das Stellenbesetzen durch Prinzen.

Wir haben in der kleinen bayrischen Armee seit ca. 7 Jahren eines der beiden Armeekorps durch Prinzen besetzt und es ist nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß die betreffende Stelle in den nächsten Jahren frei wird.

Wir sehen ferner ein Kavallerie-Regiment und eine Eskadron durch solch hohe Herrn geführt.

Für Nachwuchs ist ebenfalls gründlich gesorgt, so daß in einigen Jahren wohl noch etliche Kompagnien rc. mit Prinzen versorgt werden oder auch umgekehrt. Nun denke man sich wie bitter es denjenigen, der die ganze Last des Dienstes auskostete, berühren muß, wenn ihm plötzlich vor dem ersehnten Avancement ein hoher Herr, der nur die hübschen Seiten des militärischen Lebens kennen lernt, vorgezogen wird.

Ich bin weit entfernt zu verlangen, daß ein Prinz von der militärischen Karriere ausgeschlossen sein soll, mein Ideal ist das gleiche Recht für alle (notabene nicht bloß auf dem Papier!)

Wenn aber ein solcher Herr die Soldatenlaufbahn einschlagen will, dann möge er vorrücken, wie andere Sterbliche auch, wünscht er aber schneller zu avancieren, um die Generalsuniform zu erhalten, so soll er ohne aktives Kommando bleiben. Wer aber im Kampfe um die Existenz konkurriert, wer die Vorteile, die dieser Kampf im Glücke bietet, in klingender Münze einheimst, soll es vermeiden, die Zufälle der Verwandtschaft auszunützen oder, um mich poetisch auszudrücken, das eigene fürstliche Blut in die Wagschale zu werfen.

Es wird über diese Sache nicht bloß in der Civilbevölkerung, sondern auch in Offizierskreisen manches gesprochen, was man besser nicht schreibt.

Eine weitere Eigentümlichkeit des Militärs ist die Garde.

Gardetruppen hatten früher einen Sinn, als der Monarch neben den nicht immer zuverlässigen Linientruppen sich unbedingt ergebene Abteilungen schaffen mußte.

Außerdem konnte der Feldherr des vorigen Jahrhunderts bei der Kleinheit der damaligen Verhältnisse ein besonders gutes Regiment an einen ausnehmend wichtigen Platz stellen.

Das hört heutzutage auf.

Wie die Armeekorps das Schlachtfeld betreten, müssen sie verwendet werden, ein Hin- und Herschieben auf demselben ist eine Unmöglichkeit.

Wir haben so etwas auch nicht nötig, denn wir besitzen ein Volksheer, in welchem es keine Elitetruppen mehr giebt. Was die Garde leistet, bringt jedes andere deutsche Armeekorps auch fertig.

Die Thaten des Gardekorps bei St. Privat waren um kein Haar hervorragender, als die der südlich davon kämpfenden Truppen. Wenn die Garde mehr Verluste davontrug, so liegt die Schuld allein an der Unfähigkeit oder dem Eigendünkel ihres Führers, der die Ankunft der Sachsen nicht erwarten wollte.

Ich glaube darüber, daß die Garde — in Bayern das Infanterie-Leibregiment — nur eine unnütze Spielerei vorstellt, braucht man kein Wort zu verlieren. Aber sie ist nicht bloß unnütz, sondern für die Armee schädlich. Sie bildet einen Keil, der das Zusammenleben, die Parität der Armee auf das empfindlichste stört und zu dem System der allgemeinen Wehrpflicht nicht mehr paßt.

Die „Jarde" sieht hochnäsig auf die Linie herab, die Offiziere der letzteren wissen das ganz genau und ärgern oder amüsieren sich darüber je nach Temperament.

Entschuldigungsgründe für die Garde giebt es diverse; der bekannteste ist der in Norddeutschland übliche, daß man den Adel für seine vielen Verdienste entschädigen müsse.

Mit diesen Verdiensten möge man mir gefälligst vom Leibe bleiben, gleich welchem Lande der Adel angehört.

Die fähigen Köpfe, die seinen Kreisen entsprangen, wurden dutzendfach aufgewogen durch das Schmarotzertum des großen Haufens, die Ehrlosigkeit und Habgier adeliger Maitressen und vor allem dadurch, daß es allerwärts „der Beruf der Edelsten der Nation“ war, ihre fürstlichen Herrn mit einer Mauer zu umgeben und unter allerehrfurchtsvollsten Bücklingen in den Schmutz zu reiten.

Wie lautet der Schluß von Emilia Galotti: „Ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind; müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen.“ —

In Bayern hat der Herr Kriegsminister von Asch unter anderen für das Infanterie-Leibregiment, resp. das Offizierskorps desselben am 29. November 1893 in der Kammer eine gar wundersame Erklärung gegeben. Er erwiderte nämlich dem Abgeordneten Schädler auf die Frage, weßhalb denn im Infanterie-Leibregiment, im 1. Schweren Reiter- und Ulanenregiment so viele adelige Offiziere seien, so recht unbefangen, daß eben der altbayrische Adel in der Nähe von München und der fränkische bei Bamberg ansässig sei und infolgedessen diese Garnisonen aufsuche, denn gleiche Gesellschaftskreise zögen sich in allen Lebensverhältnissen an. Der bayrische Kriegsminister wird aber so gut wie ich wissen, daß die Einstellung von Kadetten in die Armee in Händen des Kriegsministerums, von Avantageuren in denjenigen der Regimentskommandeure liegt. Von einem gegenseitigen „Anziehen“ kann man also überhaupt nicht sprechen, da ja die jungen Herrn selbst nicht das Geringste darein zu reden haben.

Der wirkliche Grund ist ja sehr leicht ersichtlich: das 1. Schwere Reiterregiment hat schon lange innige Sehnsucht nach Gardelitzen, vielleicht im geringerem Maße auch das 1. Ulanenregiment.

Das Infanterie-Leibregiment aber hat seit etlichen Jahren ein sehr hoher Herr an sein Herz geschlossen, er betrachtet es als sein eigenstes Kind und sich selbst als eine Art Gardepapa.

Darum muß das Offizierskorps recht „vornehm“ sein, von Baronen und Grafen muß es wimmeln, den Herrn selbst zur Freude, allen Vernünftigen zum Spott.

Fort mit solchen Spielereien, welche eine Armee um kein Haar schlagfertiger, sondern nur uneinig und zur Zielscheibe bedauernden Lächelns machen! —

13. Kapitel.

Die Verkuppelungen. Die Offiziersfrau.

Wenn ich die Frau des Offiziers in den Kreis dieser Betrachtungen ziehe, so geschieht es deswegen, weil dieselbe unbestreitbar eine ganz besondere Spielart ihres Geschlechtes vorstellt, ferner eine Folge der bei den Offizieren herrschenden Verhältnisse ist und endlich die letzteren nach dem Gesetze des ewigen Kreislaufes wesentlich beeinflußt.

Ich möchte beinahe sagen, daß sie einen integrierenden Bestandteil des Offizierskorps bildet und zwar so lange, als der Lieutenant durch seine schlechte Bezahlung gezwungen wird, in erster Linie Geld zu erheiraten.

Ehe ich mit meinen weiteren Ausführungen beginne, möchte ich vorausschicken, daß bezüglich des Folgenden wie überall Ausnahmen existieren.

Gar manche Offiziersfrau ist auf dem nicht mehr ganz gewöhnlichen Wege der Liebe zu ihrem Manne gekommen, gar manche ist das Muster einer Gattin und arbeitet mehr als ihre Magd.

Diese Braven seien mit den kommenden Zeilen nicht gemeint, ich will ihnen im Gegenteil eine Freude bereiten, wenn ich der Rotte, unter der sie zu leben gezwungen sind, vor deren medisanten Zungen sie das eigene oft kärgliche Leben ängstlich verbergen müssen, einen wahrheitsgetreuen Spiegel vorhalte. —

Fast jeder Offizier hat eine sog. unglückliche Liebe hinter sich, eine Liebe, die vielleicht wirklich einen Sonnenblick in das von Reue, Enttäuschung und Sorge verdüsterte Dasein warf.

Gewöhnlich aber muß diese Neigung auf dem Altare Mammonis geopfert werden, und weil ja die gebildete Menschheit immer Komödie spielt, so wird meistens vom weiblichen Teile ein gar rührsames Stücklein insceniert: Man will dem Glücke des Offiziers, der so leicht eine reiche Partie machen kann, nicht im Wege stehen, man entsagt thränenschweren Herzens, opfert das eigene Glück der Zukunft des Geliebten, murmelt mit himmelwärts gerichtetem Blicke etwas von ewiger Freundschaft — und angelt alsdann frisch, fromm, fröhlich, frei nach einem andern, der soviel hat, daß man ihn „vom Fleck weg“ heiraten kann.

Hat nun der Offizier die Schmerzen einer solchen Liebe absolviert, so dringt auch bei ihm die nüchterne Erwägung durch; der leere Geldbeutel, die Schulden, die heimlichen Mitteilungen der zärtlichen Verwandten, daß da und dort „Eine mit Geld, die so gerne einen Lieutenant möchte" herumläuft, thun das übrige, und bald beehrt man sich, seine Verlobung ganz ergebenst anzuzeigen.

Sind keine Angehörigen als Zutreiber da, so probiert es der von allen Seiten um Geld angegangene Offizier vielleicht mit einer Annonce.

Wen es reizt, das schöne Geschlecht in seiner ganzen Glorie zu sehen, der suche als Offizier in einer weitverbreiteten Zeitung eine Lebensgefährtin.

Junge Damen bieten sich als Heiratsobjekte an, alte als Kupplerinnen und die ganze Gesellschaft gehört zu den besseren Ständen.

Doch mögen die Herrschaften, welche mit Hilfe einer Zeitungsexpedition zusammenkommen, sich zurechtfinden, mögen sie lernen, einander ohne Erröten ins Auge zu sehen und für den Fall, daß einst die Kinder die Mutter fragen werden, wie sie den Vater fand, im Voraus ein Märchen vereinbaren.

Leider kommt es aber nur zu oft vor, daß die Frau gar nicht weiß, wie sie und ihre Angehörigen in den Händen eines gewerbsmäßigen Kupplers waren.

Eine kleine Episode, welche ich zufällig erfuhr, möge hier als Illustration dienen.

Ende der achtziger Jahre annoncierte sich eine Witwe K..... in Laeken bei Brüssel als Heiratsvermittlerin.

Schrieb ein Offizier an diese Frau, so erhielt er eine Art Prospekt, wonach sich Frau K. gegen Erlegung von 10 Mk. verpflichtete, so lange für den Heiratsbedürftigen zu „arbeiten", bis dieser verehelicht wäre. Weitere Zahlungen wurden bis zum Hochzeitstage nicht verlangt, an diesem aber mußten 4 Prozent der Mitgift als Entlohnung gegeben werden.

Ein Offizier ging auf diese Bedingungen ein.

Zunächst blieb alles ruhig, so daß derselbe schon glaubte, die 10 Mk. seien einem platten Schwindel anheimgefallen.

Eines Tages aber traf die Mitteilung ein, der Herr Lieutenant möge sich ungesäumt nach X., einer sehr reichen Stadt begeben und sich hier an einen Herrn Y. wenden, welcher schon verständigt sei.

Der Offizier reiste ab und wurde bei seiner Ankunft in X. von einem sehr noblen, gesellschaftlich tadellos gewandten Herrn, der auch einen guten Namen und eine schöne Stellung hatte, empfangen.

Dieser Kuppler — was anders war oder ist er nicht — beherbergte den Offizier unentgeltlich, führte ihn ins Theater und zeigte ihm bei dieser Gelegenheit eine nichts ahnende Dame in einer Loge, das beabsichtigte Schlachtopfer der ganzen Lumperei.

Der feine Herr, dessen wahre Eigenschaft selbstverständlich niemand kannte, war in der Familie der Dame eingeführt und sogar gerne gesehen.

Daher schien es nicht auffallend, daß nach Schluß der Komödie der Kuppler im Foyer eine zweite arrangierte, indem er sich hier nach dem Befinden des gnädigen Fräuleins erkundigte und dabei seinen guten Freund, den Lieutenant X. vorstellte.

Das weitere, den Offizier in die Familie einzuführen, war kein Kunststück mehr und die Sache würde wohl sicher zum Abschlusse gekommen sein, wenn nicht der liebe Himmel ein Einsehen und durch einen Gewaltstreich, der nicht hieher gehört, der Angelegenheit ein jähes Ende gemacht hätte. —

In den Familien, wo reiche Erbinnen sich finden, bei wohlhabenden Witwen gehen heutzutage Kuppler und Kupplerinnen incognito aus und ein. Vorsicht, meine Herrschaften, die Gauner laufen fin de siècle nicht in Lumpen, sondern in Cylinder und Spitzenkrägen umher! —

Nachdem ich die Art der Verkuppelungen darlegte, gehe ich zu meinem eigentlichen Thema, zur Offiziersfrau, über.

Woraus rekrutiert sich dieselbe?

Aus den Kreisen, wo heutzutage Geld zu finden ist, aus Kaufmanns- und Privatiers-Familien.

Hier kann man sofort wieder eine sehr merkwürdige Erscheinung beobachten.

Der Offizier sieht mit Verachtung auf den behäbigen, wohlgemästeten Bourgeois herab, die Tochter desselben aber ist würdig, die Lebensgefährtin des Lieutenants zu werden.

Wie reimt sich das zusammen? Sehr einfach durch Geld, mit dem man heutzutage jeden Vers fertigbringt.

Eine weitere Beobachtung, welche sich bei Offiziersheiraten nur zu häufig machen läßt und das schöne Geschlecht wieder treffend charak-

terisiert, besteht darin, daß die Bürgerstochter, sobald sie ihren Lieutenant glücklich eingefangen hat, ihre ehemaligen Standesgenossen hochnäsig verachtet. Sie macht es genau so wie der Rekrut, der gestern noch in der Lederhose und heute zum ersten Male im Soldatenrock, schon von dummen Bauernludern spricht.

Die Selbstüberhebung, welche in der ganzen Offizierskaste sitzt, steckt die Gattin sehr bald auch an. Jede Offiziersfrau möchte glauben machen, daß ihre Wiege in einem Grafenschlosse stand, sie möchte gerne zu jener Gesellschaftsklasse gehören, deren Privilegium es früher war, auf der Straße zu morden, den Fürsten Gattin und Töchter als Maitressen zu liefern, um den Thron wie ein hungriger Köter herumzuwinseln und zu gleicher Zeit die Krallen in das Fleisch der armen Bauern zu schlagen.

Die Nachkommenschaft ist ja gesittet und zahm, aber einer Kaste, die nur mehr durch künstliche Mittel und nicht durch die eigene Kraft vor dem gänzlichen Abhausen bewahrt wird, anzugehören, ist doch nicht gar so begehrenswert. —

Goethe spricht in Wilhelm Meisters Lehrjahren von der „zusammenschlagenden Falle einer weiblichen Umarmung“.

Dieses Bild kann man nicht trefflicher bestätigen als durch die Normal-Geldheirat des Offiziers, denn sie zeigt glänzend, daß bei dem Handel zwischen Mann und Frau, wie er heute in den sog. gebildeten Klassen beliebt wird, der männliche Teil fast immer der eingegangene ist.

Die Lieutenantsfrau hat vor ihrer Verheiratung 2500 Mark jährliche Renten nachzuweisen, muß also, wenn kein Schwindel getrieben wird, ein Vermögen von ca. 70000 Mark besitzen.

Nun ist es ganz verständlich, daß eine junge Dame, die aus einem derartig wohlhabenden Hause stammt, meist nichts gelernt hat. Man hat's ja nicht nötig!

Grattez le Russe et vous aurez le Tartare paßt in fast allen Fällen auf die Töchter unserer reichen Familien.

Gute Toilette, äußerer Schliff, ein paar französische Brocken, das Herunterklimpern der Klosterglocken und sonstiger Salonstücke verhüllen nur schlecht die grasse Unwissenheit, welche bei der höheren Töchterschulausbildung, die alle diese jungen Damen genossen haben, nicht zu verwundern ist. So lange, um mit Johannes Scherr zu reden, die Klimper-

kasten nicht zusammengeschlagen und die französischen Parliermeister nicht zum Teufel gejagt sind, wird es wohl auch nicht besser werden.

Das ganze Sinnen und Trachten dieser äußerlich gut angezogenen, innerlich aber verwahrlosten Geschöpfe ist auf das Vergnügen gerichtet. Tanz, Konzert, Theater, Seebad, Poussieren und sonstiges Amüsement scheint ihnen alleiniger Lebenszweck und da man weiß, daß auch ein Offizier an solchen Vergnügungen innige Freude findet, ist der höchste Wunsch der Mädchen: ein Lieutenant!

Hinter der ganzen Vorliebe unseres schönen, keuschen Geschlechtes für die unformierte Menschheit steckt nichts als die roheste Sinnlichkeit, die ja selbstverständlich entrüstet abgeleugnet wird.

So sieht die Braut des Offiziers in ihrem künftigen Gatten nichts als einen Vergnügungskommissär im weitesten Sinne des Wortes, der Bräutigam selbst in seiner künftigen Lebensgefährtin nichts als eine mehr oder weniger schöne Schuldentilgungsmaschine, die auch noch zu etwas Anderem zu gebrauchen ist.

Ist nun die Qual des Hochzeitstages vorüber, hat man auch die Oberkellner und Portiers, die einem auf der Hochzeitsreise das Leben verbittern, glücklich vergessen, so geht es — an die Einrichtung des Hausstandes. So glaubst nämlich du, du dummer Civilist, der nicht weiß, was Anstand ist.

Nein, die Sache macht man ganz anders. Vormittags ratscht man von Familie zu Familie, was man Besuche machen heißt, und läßt derweilen die Köchin das Essen, hie und da ein recht zweifelhaftes, bereiten, nachmittags geht es im Sommer zum Croquet- und Lawn-Tennisplatz, im Winter zum Thee.

Der Spielplatz ist für die Jungen nur ein Rendezvous zur Courschneiderei, für die Alten ein Vorwand, in jugendlichem Sportkostüm durch die Straßen laufen und sich hiebei herzlich blamieren zu können.

Wie schaut ein Nachmittagsthee aus?

Um einen kleinen Tisch sitzt eine Gesellschaft, jede Dame hat eine Tasse plemprigen Thees auf dem Schoß, ißt süßes, magenverderbendes Zeug, die Herrn thun desgleichen, nur schleichen sie ab und zu in das Nebenzimmer, allwo sich gewöhnlich etliche Schnäpse befinden. Vielleicht sind noch zehn oder zwanzig klavierkundige Finger vorhanden und quälen die wehrlosen Ohren der Mitmenschen.

Und nun die Unterhaltung? Hier das Rezept:

Nimm einen großen Kübel Bosheit, gieb gleich viel Ignoranz hinzu, rühre tüchtig um, würze das Ganze mit ein paar Aebäs, zweideutigen Scherzen und etwas Romanphrasen, dann hast du diese geistige Kost.

Doch man darf hier nicht zu strenge ins Gericht gehen, denn die Nahrung des Verstandes ist dem Individuum so gut zugewiesen wie diejenige des Körpers: Eine Kuh frißt kein Beefsteak und ein Löwe keinen Klee.

Wir wollen aber diese Theepantscherei ꝛc. nicht vom Standpunkte der Hygiene des Geistes, sondern lediglich von dem der Pflicht und Moral aus betrachten.

Man denke sich eine Frau, die nachmittags nie zu Hause sich befindet!

Ist sie jung und in gesegnetem Zustande, so kann ihr die Herumhupferei auf dem Spielplatze gewiß nicht gesund sein, noch weniger aber vermag eine Mutter, welche jeden Tag sich mit Schaumrollen, Torten und sonstigem Patzwerk aufs neue den Magen verdirbt, dem werdenden Kinde eine richtige Nahrung zu bieten.

Kommt nun der Tag der Niederkunft heran, so beschäftigt man sich doch öfter mit der Zukunft und da findet die junge Gattin mit Schrecken, daß ein Kind ein sehr unbequemer Gast ist und Croquet- und Lawn-Tennis und Thee gar ernstlich in Frage stellt. Man kann doch das Baby nicht mitnehmen und coram publico tränken.

Ach was soll man sich da lange ärgern, selbst nähren ist so wie so plebejerhaft und schmeckt nach Kanaille!

Darum wird eine Amme verschrieben oder wie Tolstoi sagt, es wird die Armut, der Mangel und die Unwissenheit einer Mutter benützt und diese von ihrem Kinde weggelockt.

Wer aber keine Amme haben und doch von seinem Kinde nichts wissen will, der erinnert sich dankbar des Münchener Herrn Professors Soxhlet.

Es ist wirklich zum Haarausraufen, daß hier, wie so oft, der emsige Fleiß von Tagen und Nächten der Pflichtvergessenheit Vorschub leisten muß.

Es wird also ein Soxhlet-Apparat angeschafft, eine Kindsmagd engagiert und beides zusammen vertritt dann die Mutter.

Hie und da macht man die Sache noch einfacher, indem man

die unter dem pompösen Namen „Köchin" segelnde Hausmagd unter gnädiger Verleihung des Milchapparates auch noch zur Kinderwärterin ernennt.

Die gnädige Frau selbst aber freut sich „ganz furchtbar" auf den vielgeliebten Spielplatz oder Nachmittagsthee, und sobald es halbwegs ihr Zustand erlaubt, eilt sie dorthin.

Wie geht es nun während dessen zu Hause zu?

Hier sitzen die dienenden Geister so recht fröhlich und aufsichtslos beisammen und der Bursche, der Schwerenöter, sorgt für die lustigste Kurzweil. Ist eine Amme da, mag es noch gehen, denn diese hütet sich wohlweislich vor Liebschaften. Die Kindsmagd aber charmiert ganz ungeniert mit dem Liebsten, und sollte der „Johann" eine Domäne der Köchin sein, so sucht sie ihren Schatz auswärts auf und fährt als Vorwand den Babywagen vor sich her.

Die Hausmagd macht das schmutzige Geschirr durch ihr Abspülen nicht viel sauberer und ist sie fertig, so denkt auch sie ans Amüsement. Die ganze Wohnung steht ihr zur Verfügung und wenn der Bursche ihr gewogen ist, unterhält sie sich mit diesem im Boudoir der Gnädigen auf das beste.

Ganz besonders hübsch aber zeigt sich die Angelegenheit, sobald die Hausmagd auch die Kindswärterin vorstellt.

Beliebt es ihr auszugehen, so thut ihr der Babywagen den gleichen Dienst wie der vorerwähnten Kollegin. Kommt dann die Zeit zum Bereiten des Abendessens heran, so kehrt nicht die Frau, nein die Magd nach Hause zurück. Und während diese gerade beim Einsalzen des Bratens ist, fängt Baby mörderisch zu schreien an, denn es ist bäbä.

Die Köchin eilt herbei, legt das Kind trocken und alsdann fährt sie in der Zubereitung der Speisen fort!

Schmeckt nun abends das Fleisch nicht ganz sauber, so darf die Frau es nicht einmal rügen, denn da die Gnädigste vom Hauswesen blutwenig versteht, so ist sie von ihrem Personal abhängig und schmählich blamiert, wenn die Jungfer Köchin kündigt.*)

---

*) Diese Abhängigkeit vom Personal macht sich leider auch immer mehr in den besseren Civilkreisen bemerkbar. Bei der Betrachtung der modernen „Hausfrau", die nur „dirigieren" aber nichts arbeiten will, erinnert man sich mit Wehmut der eigenen Kindheit, wo die Mutter die erste aus den Federn war, beim Reinmachen der Wohnung tüchtig mithalf, danach am Herde stand und nachmittags Nadel und Schere regierte.

Selbst kochen brrr! wer siebenzig tausend Mark hat, überläßt das der Kanaille!

Selbst seine Kinder warten und erziehen, erst recht brrr! wie gemein!

Werden „die Rangen" größer, so nimmt man eine Bonne, später eine Gouvernante und überläßt die Plagerei diesen Personen. Für was sind sie denn da!

Auch das Kadettenkorps und etliche Mädcheninstitute nehmen einem die Widerwärtigkeiten mit den Kindern gründlich ab.

Was sind nun die Folgen solcher Zustände?

Sehr einfach das, was man jeden Tag sehen kann, eine vollkommene Kälte in der Ehe, die nur durch Hader und Streit unterbrochen wird.

Der Offizier ist selbstverständlich als verheirateter Mann nicht mehr der lustige, leichtsinnige Vogel, der er als Junggeselle war und spielt die ihm zugedachte Rolle eines Vergnügungs-Kommissärs herzlich schlecht.

Bei dem gänzlichen Mangel an Hausfrauentugenden seitens der Gattin schmilzt auch der einzige Trost, das Vermögen, langsam dahin.

Außerdem sieht der Offizier die Hoffnungen, welche er auf seine künftige Häuslichkeit setzte, schmählich betrogen.

Er ißt jetzt viel schlechter als im Kasino, und das, was er als Junggeselle von dem stillen Wirken einer Hausfrau träumte, sieht er nirgends verwirklicht.

Die Gattin selbst fühlt sich trotz Thee und Spielplatz ebensowenig zufrieden.

Sie sehnt sich nach ihren Mädchenjahren zurück, weil sie den edlen Beruf, der ihr in der Ehe gewunken hätte, nicht erfaßte.

Es fehlt ihr jene Befriedigung, die sich nicht mit Amüsement, sondern nur durch ernste rechtschaffene Arbeit erwerben läßt.

Die Kinder sind ihr eigentlich fremd, die finstere Miene des Gatten zeigt deutlich dessen Unzufriedenheit, die Liebe, wenn überhaupt eine solche da war, ist dahin, auch der Taumel, den die Befriedigung der Sinne gewährt, will nicht mehr verfangen und an die Stelle des Verlorenen konnte das ruhige, sichere Glück, welches die fleißigen Hände einer guten Hausfrau zu schaffen verstehen, nicht treten, weil eben keine solche Hausfrau da ist. — Und was ist an all dem Elende schuld? Die dumme Erziehung, der Spielplatz, der Theeklatsch, die Sucht, mehr sein zu wollen als man ist.

Wenn ich die Damen hie und da beobachtete, wie sie abends hochnäsig nach Hause zurückkehrten und einer sie grüßenden braven Beamten-, Bürgers- oder Arbeiterfrau mit einem impertinenten, allergnädigsten Kopfnicken dankten, so stellte ich unwillkürlich Vergleiche an und da kam ich zu dem Resultate, daß diese ganze eingebildete Sippe da nicht wert ist, der armen Mörtelträgerin, die zusammenbrechend unter des Tages Last und Mühe doch noch für ihr kleines außereheliches Kind sorgt, die Schuhriemen zu lösen.

Glauben Sie, meine Damen, es genügt nicht, mit einem Manne in einem Zimmer zu schlafen, einen Trauschein zu besitzen und den Titel „gnädige Frau" zu führen. Die Gattin hat ihren Beruf so gut wie der Mann; das Feld ihrer Thätigkeit liegt in ihren vier Wänden. Wie der Gatte seinen Dienst versieht, so erziehe sie die kleinen Kinder, führe die Herrschaft über Haus, Küche und Keller und schaffe ein trauliches Asyl für den unter Sorge und Aerger nur zu oft leidenden Lebensgefährten.

Vernachlässigen Sie diese Pflichten, meine Damen, so sind Sie, vor dem Richterstuhle der strengen Moral trotz Ehering nichts als staatlich konzessionierte Maitressen.

Erfüllen Sie aber die Gebote der Frau und Mutter, so werden für Sie die Worte gelten, welche Götz von Berlichingen über seine tapfere Elisabeth gebraucht: „Ein edles, vortreffliches Weib" und auf Ihre Gatten selbst wird die Antwort des Bruders Martin passen: „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! deß lebt er noch eins so lange."

---

14. Kapitel.

Der Militärarzt.

Eigentlich gehört dieses Kapitel nicht mehr in den Rahmen dieses Buches.

Aber ich habe so viel mit Militärärzten verkehrt und unter ihnen mit einer einzigen Ausnahme nur liebenswürdige, aufopferungsvolle Männer gefunden, daß ich eine Pflicht der Dankbarkeit abstatte, wenn ich die Schmerzen, welche sie alle fühlen, hier zum Ausdrucke bringe.

Auf den Militärarzt passen die Heineschen Worte:

„Ich bin ein Zwitter, ein Mittelding,
Das weder Fleisch noch Fisch ist.“

Die Stellung der Herrn ist nämlich sehr schwer zu definieren und ich fürchte, daß selbst der Generalstabsarzt der preußischen Armee auf eine diesbezügliche Frage keine präzise Antwort zu geben vermöchte.

Der Militärarzt führt den etwas nach der Heilsarmee schmeckenden Kollektivtitel „Sanitätsoffizier“. Wenn ich dieses Wort in seine zwei Teile zerlege, so empfinde ich den aufrichtigsten Wunsch, daß die Anforderungen der „Sanität“ besser wegkommen als diejenigen der „Offiziere“, sonst thäten mir wirklich die armen Soldaten leid.

Die Militärärzte selbst nennen sich mit Vorliebe Offiziere II. Klasse und man kann ihnen so Unrecht nicht geben, denn in jeder Beziehung müssen sie nachstehen und hinterdreinhinken.

Der Assistenzarzt I. und II. Klasse rangiert hinter dem jüngsten Premier- beziehungsweise Sekondelieutenant, der Stabsarzt hinter dem jüngsten Hauptmann, der Oberstabsarzt I. Klasse nach dem jüngsten Major.

Man denke nur, daß z. B. ein Assistenzarzt II. Klasse von 29 Jahren den neubeförderten Lieutenant, der etwa einundzwanzig Jahre alt ist und zwei Dienstjahre zählt, zuerst grüßen muß.

Um den Unterschied noch mehr hervorzuheben, besteht ferner die schöne Vorschrift, daß Abteilungen wohl Offizieren, nicht aber Sanitätsoffizieren Ehrenbezeugungen erweisen.

Ferner ist der Arzt ganz besonders von Ehrengerichten ausgeschlossen, was aber nicht hindert, daß er bei der geringsten Gelegenheit dennoch hinausfliegt. Er hat nur den Nachteil, daß er zur Reinwaschung seiner unbegründet angegriffenen Ehre *keine* Untersuchung gegen sich erbitten kann.

Wie tief die Herrn diese Zurücksetzungen empfinden, kann jeder hören, wenn er es nur vernehmen will, und wie ungerecht dieses Vernachlässigen ist, wird jeder herausbringen, der sich die Mühe nimmt, unparteiisch die Angelegenheit zu betrachten.

Die militärische Hierarchie baut sich nach dem Gesichtspunkte auf, daß zuerst der *der Gefahr ausgesetzte* Soldat und dann erst das durch die ganze Kompliziertheit des heutigen Heeres bedingte Personal an Aerzten, Beamten ꝛc. kommt.

Die Einteilung ist ja ganz richtig, nur bezüglich der Aerzte entspricht sie nicht den Verhältnissen.

Bei der Treffweite der heutigen Geschosse werden diejenigen Aerzte, welche den Truppen unmittelbar beigegeben sind, ihre schwere Pflicht unter dem Pfeifen der Kugeln und dem Klappern der Granaten verrichten müssen, sie werden nach der Schlacht sich nicht wie der Offizier zur Ruhe in eine Ackerfurche legen können, sondern totmüde und rastlos ihr Gewerbe ausüben müssen.

Und die Herren, welche weiter rückwärts in den Lazareten zu arbeiten haben, sind vom Typhus, Ruhr, Cholera und sonstigen ansteckenden Krankheiten bedroht, von jenen Gehülfen des Todes, welche viel schneller und sicherer unter den Menschen aufräumen als diese selbst mit ihren blutigen Kämpfen.

Ein Grund, weshalb die Aerzte nicht mit den Offizieren nach dem Dienstalter rangieren, ist also nicht einzusehen und zwar wäre eine Gleichstellung um so notwendiger, als die Aerzte sehr viel mit der Mannschaft zu verkehren haben und daher der gleichen Autorität wie die bevorzugteren Offiziere bedürfen und außerdem mit diesen selbst im innigsten Kontakte stehen.

Der Militärarzt gehört zum Regiment so gut wie der Lieutenant rc. und es muß die Herrn doch sehr erbittern, wenn sie immer hinten dran stehen.

Am meisten aber verspüren die geschilderte Kalamität die Frauen der Sanitätsoffiziere.

Obwohl sie sich mit Rücksicht auf die bedeutend geringere Kaution, die sie in die Ehe mitbringen müssen, aus meistens *wirklich guten* Familien rekrutieren, sind sie in vielen Fällen seitens der Offiziersfrauen nur allergnädigst geduldet.

So äußerte z. B. einmal eine solche, als sie von einer Assistenzarztensgattin zum Thee eingeladen wurde, nachstehende charakteristische Worte: „Diese X., was bildet sich denn diese X. ein, mich, die Frau Baronin zum Thee einzuladen!"

Diese hochnäsige Person, bei deren Anblick jedem das Lachen ausgekommen wäre, wenn es nicht das Mitleid verhindert hätte, steht mit ihrer Ansicht nicht so allein, als Beschwichtigungshofräte vielleicht glauben. —

Das Einzige, was man den Militärärzten mit Recht vorhalten kann, ist ihr geringeres Wissen in medizinischer Beziehung.

Den Herrn selbst aber wird dieses niemand zum Vorwurfe machen;

es müßte denn sein, daß einer deswegen, weil er eine Uniform am Leibe trägt, dümmer sein muß als ein anderer, der anziehen kann, was er will.

Wenn man gerade unter den Assistenzärzten zweifelhafte Heilkünstler findet, so trägt daran nur die mangelhafte Praxis die Schuld. In einer kleinen Garnison teilen sich oft drei Aerzte in einen Kranken.

Daß hiebei gerade der unerfahrene Aeskulapsjünger sehr wenig lernt, liegt auf der Hand.

Privatpraxis zu erwerben, glückt auch nicht immer, denn man kann einen Mann, der stundenlang am Exerzierplatze, wochenlang im Manöver ist, nicht als Hausarzt nehmen.

Den Mangel an Praxis könnte nur ein häufiger Wechsel der Garnisonen herbeiführen, vor allem wären hier die größeren Garnisonen in Betracht zu ziehen.

Aber wer sitzt denn in unseren Residenz- und Hauptstädten? Hm, hm, gelt! Verwandtschaftsverhältnisse und nicht zuletzt Korpsbrüderverzeichnisse nachsehen.

Vor Kurzem erst kam irgendwo ein junger Arzt mit einer äußerst zweifelhaften Note in eine schöne, vielbegehrte Garnison. Anfangs schüttelte ich den Kopf über diese ganz ungewöhnliche Gnade, dann nahm ich ein paar, mir zur Hand liegende Philisterverzeichnisse vor und nicht lange brauchte ich zu suchen, da war mir alles klar, und ich schüttle jetzt den Kopf nicht mehr!

Dies sind die Schmerzen, so weit ich sie kenne, und sollte auch für den Militärarzt aus dieser Schrift nur ein klein wenig Gutes sprießen, soll es mich herzlich freuen.

Schlußfolgerungen.

Am Ende meiner Schrift angelangt, möchte ich kurz diejenigen Maßregeln zusammenfassen, welche ich zur Besserung der Verhältnisse unseres Offizierskorps für unbedingt geboten halte.

1. Umänderung der Kadettenanstalten in Civilinstitute.
2. Hebung der Kriegsschule auf ein höheres Niveau, das auch allgemein wissenschaftlichen Anforderungen entspricht.

3. Aufbesserung der Subalternoffiziere, Abschaffung oder wenigstens Neuregelung der Speiseanstalten.
4. Ausmerzung überflüssiger Stellen, Beschneidung der Einnahmen der Generalität.
5. Aenderung der Vorschriften über Beschwerdeführung und Qualifikationswesen.
6. Desgleichen derjenigen für die Ehrengerichte. Abschaffen des Duellzwanges.
7. Abschaffung der Garde und des Regimentsavancements.
8. Für Preußen: Einführung eines öffentlichen Gerichtsverfahrens.

Würden diese, *ohne jegliche Mühe* erreichbaren Punkte erfüllt, so kämen die anderen Mißverhältnisse und Schäden von selbst in Fortfall, ein neuer frischer Zug würde in die Armee einziehen, die scheue Furcht, die Herrschaft der Knute verschwände und an die Stelle der bisher mit Zwangsmitteln notdürftig aufrecht erhaltenen Disziplin träte *jener freiwillige, freudige Gehorsam, der allein eines Mannes würdig ist und ihn nicht schändet!*
